

Martl der Seelenhirte



Ein Lebensbild aus Erl, Tirol

von Thomas Moser.

Mit vielen Illustrationen.

Martl der Seelenhirte

Ein Lebensbild aus Erl (Tirol)

von

Thomas Moser.

—

Anhang:

Die Erler Passionsgläser und viele Bilder.

—

1913.

Im Selbstverlage.

Druck von Ed. Cippott, Kufstein.

Auslieferung für den Buchhandel: Ed. Cippott, Kufstein.

Alle Rechte vorbehalten.

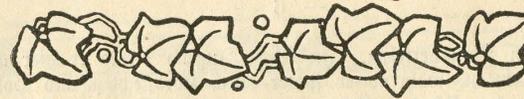
Die Zeichnungen lieferte Herr **Mois Buchauer**,
Maler in Ebbs bei Auffslein.

Dem ehrenvollen Andenken

des verstorbenen frommen Meisters

Martl

in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.



Vorwort.

S im weltbekannten Tirolerlandl gibt's ein schönes Tal; es ist das Inntal und in diesem Tale wiederum, unweit Ruffstein, hart an der bayerischen Grenze, liegt die schlichte, einfache Bauerngemeinde Erl, welche im Jahre 1912 einen ehrenden Namen sich gemacht durch ihr wirklich schönes, volkstümlich-religiöses Passionspiel.

Erl ist meine Heimat und als Herausgeber des offiziellen Führers zum Passionspiel 1912, betitelt: „Die großen Passionstage in Erl“, möchte ich den lieben Leser auf eine interessante Persönlichkeit aufmerksam machen, welche mir sowohl sehr nahe als auch mit dem Passionspiel in inniger Beziehung gestanden hat. Still und bescheiden und ohne viel von sich reden zu machen, ist diese Originalgestalt durch das Leben gegangen und niemals ist der Außenwelt von ihr etwas zu Ohr gekommen, bis einige Tage nach ihrem Tode ein Tiroler Lokalblatt („Wörgler Anzeiger“ Nr. 25, 1912) folgende Notiz brachte:

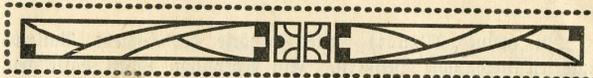
Erl. (Todesfall.) Nach längerer Pause hat sich in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1912 der Todesengel wieder ein Opfer geholt. Martin Trockenbacher ist nach längerer Krankheit im Alter von 76 Jahren gestorben. Mit ihm schied eine berühmte Persönlichkeit unserer Gemeinde aus dem Leben. Mehr oder weniger lebte er immer nur für sich. Er führte

fast ein Klausnerleben. In seiner Jugend diente er hier als Bauernknecht, während er später durch Korbflechten und Holzschuhmachen sich das Lebensbrot verdiente. Stets Herr seines eigenen Hauses, lebte er immer äußerst bescheiden und genügsam. Zudem hatte ihm das Glück ein paar Groschen in die Wiege gelegt, die ihm auch das Alter einigermaßen erleichterten. Das Leben des Verstorbenen war mit dem hiesigen Passionspiel eng verknüpft. Schon von Jugend auf beteiligte er sich mit Leib und Seele an den Aufführungen und zeigte stets lebhaftes Interesse für alles, was sich ums Theater drehte. Deshalb war es wohl kein Wunder, daß ihn die Erler zum Theaterdirektor wählten. Es waren zwar andere Zeiten als heute; aber Trockenbacher hat sich damals mit großer Freude und Uneigennützigkeit um alle Sorgen des Erler Spieles angenommen und seiner Stellung Ehre gemacht. Als Direktor spielte er sechsmal den Pilatus. Und heute noch erzählen die Leute mit großer Bewunderung und Hochachtung davon, wie würdevoll und erhaben er seine Rolle auffaßte und sie auf der Bühne wiedergab. Erscheinung, Gestalt und Sprache sowie Darstellung befähigten ihn in ganz gleicher Weise für den stolzen Römer. 1902 hat ihn die Bühne das letzte Mal gesehen. Gern hätte er auch 1912 noch seine Kräfte in den Dienst des Werkes gestellt, aber die Natur hatte ihm Einhalt geboten. Mit Tränen in den Augen sagte er seiner Laufbahn auf immer Lebewohl. Und wenn man ihm vom neuen Spielhaus erzählte, das er nicht mehr sehen konnte, glitt ein freundliches Lächeln über seine Züge. Möge der Herr, zu dessen Verherrlichung und Preis ihm kein Opfer zu groß, keine Mühe zu schwer war, ihm ein gnädiger Richter sein! Er ruhe in Frieden!

Von diesem Manne nun und seinem Werke, den „Erler Passionsgläsern“, handelt meine bescheidene aber wahrheitsgetreue Schilderung.

Er I, im März 1913.

Thomas Moser.



Martl der Seelenhirte.



Meine Mutter war eine tiefreligiöse Natur, ohne dabei schwärmerisch und überspannt zu sein; mein Vater ebenso, insoweit die Zeit es ihm gestattete. Der Wunsch beider ging wohl übereinstimmend dahin, uns Kinder in Gottesfurcht und Frömmigkeit zu erziehen, doch die Mutter verstand es nicht, das, was sie innerlich in ihrem Herzen fühlte, in schöne, schmeichelnde Worte zu kleiden, und dem Vater hinwiederum gebrach es an Zeit.

Da griff ein Mann mit grauem Bart und langem Silberhaar in unsere kleinen Gemüter ein und viel mächtiger nach der religiösen Seite hin hat er auf uns sechs Kinder eingewirkt, als es selbst die Eltern getan.

Ehrwürdig wie ein Patriarch steht seine hoheitsvolle Gestalt noch immer vor meinen Augen.

Zu meines Ahns¹⁾ Zeiten gehörte des Vaters Bauernanwesen noch zwei Besitzern. Ein jeder von ihnen hatte sein eigenes hieheres Heim aus Holz gezimmert, die in nachbarlicher Eintracht einander eng zur Seite standen. Eines schönen Tages jedoch kaufte mein Ahn das benachbarte Gut an und von da an war er unermülich bestrebt, alle dazwischen liegenden Hecken und Zäune auszurotten, bis vom ehemaligen Mein und Dein kaum mehr eine Spur übrig blieb. Nur das zum angekauften Gut gehörige Nachbarhaus blieb noch bestehen, um im Notfalle einem obdachlosen Menschenkinde Unterschlupf zu gewähren.

Solch ein obdachloses Menschenkind fand sich auch in der Tat in einem schlichten alten Manne mit Namen Martl, dem mein Vater im besagten Hause freies Logis gewährte, wenn er ihm nur hie und da auf den Feldern etwelche Mäuse und Schäre²⁾ wegfanke.

Martl verstand sich nicht nur auf das Schär- und Mäusefangen, sondern er war auch Holzschuhmacher, Korbslechter, Schnitzer und Reparatuer jeglicher Gegenstände, die aus uralten Zeiten sich noch in die ferne Zukunft hinüberretten wollten, und darum, weil Martl auf alles Mögliche sich verstand, wurde er von der umgebenden Bevölkerung treffend als der „Mechanica“³⁾ bezeichnet.

Martl war für seinen Nächsten nicht nur der fünfzehnte Nothelfer, sondern für sich selbst auch Schuster, Schneider, Köchin, Dienstmagd und sogar Pastier. Er führte ein anspruchsloses, von der Welt abgeschiedenes und doch fröhlich-heiteres Leben. Im Mittel- und Angelpunkt seiner Anschauungen und Ideen standen Gott und Religion und um diese Begriffe drehte sich sein ganzes Tun und Handeln.

Dieser Mann war es nun, der unsere kindlichen Gemüther voll und ganz gefangen nahm und in uns eine neue, große Welt voll überirdischer Wesen wachrief. Er wußte inmitten seiner Arbeit so schön in Gleichnissen und Bildern zu reden, daß wir Kinder oft kaum mehr wußten, ob unter unseren Füßen überhaupt noch fester Boden existiere oder nicht mehr;

¹⁾ Großvaters.

²⁾ Maulwürfe.

³⁾ Mechaniker.

schien es uns doch des öftern, als ob wir in höheren Regionen schwebten. Dieser Mann war es auch, der unseren forschenden Gemüthern Stoff und Nahrung gab in Hülle und Fülle und der früh in unsere Herzen senkte, was einem Gliede der römisch-katholischen Kirche nottut, nämlich Freude, Hoffnung und Sehnsucht nach der himmlischen Glorie und Herrlichkeit sowie Abscheu, Furcht und Schrecken vor den ewigen Qualen der Hölle.

Kein Wunder, daß es uns zum guten alten Manne zog, wann und wo es nur möglich war. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß wir mehr bei ihm als im Elternhause weilten.

Von der Zeit des Erwachens unseres Verstandes bis zur Zeit, da wir in die Schule gehen mußten, war Martl unser Ideal, unser Abgott, unser Alles — ja, er war noch mehr — er war unser Missionär.

Dem Martl himmewiderum war es eine große Freude, zu sehen, wie wir Kinder mit solch großer Liebe und Anhänglichkeit an ihm, dem zurückgezogenen alten Manne hingen, als wäre er unser Vater und wir seine Kinder. „Die Kinder“, hat er einmal gesagt, „hat der liebe Gott besonders gern, weil sie noch so unschuldig sind und ihn nicht schwer beleidigen können. Deshalb sagte auch einstens Jesus: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Liebet ihn darum auch, den lieben Gott, weil er euch so lieb hat!“

Ach, könnte ich doch immer ein Kind bleiben, habe ich mir dabei gedacht, damit mich der liebe Gott immer lieb hätte.

Das erste, was unser Missionär uns lehrte, war das heilige Kreuzzeichen machen, damit uns der Teufel nichts anhaben konnte. Schwer und holperig ging dieses Geschäft vonstatten. Entweder war die Stirne nicht zu finden oder wir hielten die Nase für den Mund oder aber auch wir suchten die Brust drunten an der Stelle des Bauches. Oft auch zogen wir den Daumen ein wie die Schnecken ihre Hörner und zeichneten mit der Faust; kurzum es war ein rechtes Kreuz, bis ein Kreuz zustande kam.

Ein doppeltes Kreuz wurde das Kreuzzeichen für mich. Meine von Geburt aus verkrüppelte rechte Hand vermochte ich trotz angestrengten Müehens nicht bis zur Stirn zu heben und

als ich schon glaubte, der Teufel werde mich dafür holen, kam mir zum Glück der gute Martl zu Hilfe mit den Worten: „Sipperadibiz-Bua, weil du schon amol essen tuast mit da link'n Hond und weil du damit a deine G'schwista schlogst, nocha muast holt 's heilig' Kreuzzeich'n a mit da link'n Hond moch'n!“ Seitdem bin ich schon unzählige Male mit der linken Hand an die Stirne, den Mund und die Brust gefahren, indem ich dabei die Worte gesprochen: „Im Namen des Vaters zc.“ und — nicht hat er mich geholt, der Höllenfürst.

Eine unserer ersten Aufgaben war es auch, daß wir den „schönen Gruß“ lernten und möglichst oft gebrauchten. Die Mutter gab uns dabei den herrlichen Rat, wir möchten, wenn wir zu Martl gehen, anstatt „Grüß' Gott“, „Guten Morgen“, „Guten Tag“, „Guten Abend“ zu sagen, immer den „schönen Gruß“ ablegen, das würde den Martl gewiß riesig freuen. In der Tat machten wir es so, wie die Mutter uns geraten hatte, und sagten, wenn wir in Martls Stube aus und ein gingen, jederzeit: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Groß war die Freude des alten Mannes darüber und gleich das erstemal trug's uns schon eine Portion Haselnüsse ein, die wir fein säuberlich sodann ihrer spröden Hülle entledigten.

Ja, die Haselnüsse, die gehörten auch ein bißchen zu Martls Religion. Das Christkind selber, wie uns Martl einmal sagte, hatte sie ihm in die Schublade des Kastens getan, und immer, wenn wir mit Fleiß eine harte Nuß aus dem großen Gebiete der Religion geknackt hatten, ging Martl in die Kammer hinauf und kam mit einem schleppenden Hosensack wieder herunter. Flink wie Eidechsen waren wir mit unseren Händchen sodann drinnen im Sack, um möglichst viele der runden, braunen Knirpslein zu erhaschen und öfter als einmal hatten wir dabei dem Martl die Hose zerrissen. Nicht böß wurde dabei der gute Alte, sondern er sagte höchstens: „Sipperadibiz-Deutl'n, bringt's mi nur nöt ganz um!“ — Nicht hatten wir ihn umgebracht, den Martl, denn dafür war er uns zu lieb — wohl aber die Haselnüsse.

Nachdem wir das „Kreuzzeichen“ und den „schönen Gruß“ einmal beherrschten, kamen nach und nach das „Vaterunser“, „Das apostolische Glaubensbekenntnis“ und der „Englische Gruß“ daran. Ferner kamen die „vier Kardinaltugenden“, die „sechs Grundwahrheiten, die jeder katholische Christ fest glauben und

wissen muß, damit er selig werden könne“, die „sieben Sakramente“, die „zehn Gebote Gottes“, die „fünf Gebote der Kirche“, die „sieben Haupttünden“, die „Sünden wider den Heiligen Geist“, die „acht Seligkeiten“ sowie „Die vier letzten Dinge“ an die Reihe. Oft und oft hatte uns die in Martl verkörperte Geduld und Sanftmut selber diese Dinge vorgesagt, bis sie endlich in unseren kleinen Köpfen festsaßen. Ohne den Sinn vorläufig zu verstehen, hatten wir solches gelernt, und unsere Zunge war oft kaum imstande, die sonderbaren Wörter auszusprechen, ohne Gefahr zu laufen, daß sie abbrechen würde. Zum Beispiel bei den zehn Geboten Gottes im sechsten Stück, woselbst es heißt: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben“, sagte ich immer: „Du sollst nicht Hundfleisch heut treiben“ und dachte dabei an das Hundfleisch, das mein Vater eines Augenleidens wegen einmal essen mußte. Später freilich habe ich gelernt, daß dieses Gebot nicht vom Hundfleisch, sondern vom Sinnenfleisch handelt.

Streng ist unser Seelenhirt in Bezug auf diesen Punkt stets zu Gericht geseffen. So weiß ich, daß einmal ein etwa achtjähriger Bub' zu uns gekommen ist und mich sowie zwei meiner Schwestern liebevoll ersuchte, wir möchten mit ihm im Adamskostüm unter Gottes freiem Himmel allegorische Tänze aufführen.

Schnell brachten wir diese uns sonderbar scheinende Zumutung vor die kompetente Behörde, nämlich vor Martl, und in gar schlauer Weise sagte dieser nun zu uns, wir sollten den netten Buben zu ihm bringen, damit er ihm schöne, große Nüsse geben könne. Wir teilten dies dem Verführer mit und da derselbe dem Köder nicht widerstehen konnte, stieg er auch wirklich in die Falle. Ei, wie da die Menschaufel durch die Luft fauste, — nie mehr werde ich sie, den schreienden Buben sowie das sechste Gebot vergessen! — Wenn wir so garstige Sachen machen täten, sagte hernach unser Seelenhirte, so würde darüber unser Schutzengel gar bitterlich weinen und er ließe uns über eine Felswand hinunterpurzeln und würde uns noch dazu beim jüngsten Gerichte dann antlagen.

Zufällig kam am anderen Tage ein Bilderhändler ins Vaterhaus, der hatte unter anderem auch ein Bild bei sich, das einen lieblichen Knaben und ein herziges Mädchen darstellte, die am Rande eines hohen, überhängenden Felsens

ihren kindlichen Spielen oblagen. Der Knabe fing Schmetterlinge und das Mädchen pflückte Blumen. Unterhalb des Felsens drohte das unheimlich wogende dunkle Meer bei einem einzigen Fehltritt die unschuldigen Wesen zu verschlingen. — Doch, keine Angst! Ueber beide wachte voll fürsorglichen Eifers der Schutzengel als eine holde, schlanke Erscheinung mit wallendem Haar und ausgebreiteten Flügeln. An diesem Bilde konnte ich mich nicht mehr satt sehen, noch weniger konnte ich mich davon trennen, und ich bestürmte daher die Mutter mit aller Inbrunst, sie möchte mir das Bild doch kaufen, ich würde



dann gewiß alle Tage beim Aufstehen und beim Schlafengehen das Schutzengelgebetein recht fleißig beten.

Die Mutter hatte mir das treuherzig-warme Bild auch wirklich gekauft und einrahmen lassen und seitdem hing mein hochberehrter Schutzgeist stets über meinem Bette. Alle Tage, bevor ich abends mich zur Ruhe legte und die Augen schloß, faltete ich im Bett noch einmal die Hände und betete:

O Schutzengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein
Diese Nacht und alle Stund',
Bis meine Seel' zu dir in den Himmel kommt.
O Jesukindlein, bleib' bei mir,
Mach' ein frommes Kind aus mir.

Mein Herz ist klein, kann niemand hinein
Als du mein liebes Jesulein.

Dann fuhr ich fort:

Bierzehn Engel um mich stehn,
Zwei an meinem Kopfsend',
Zwei an meinem Fußend',
Zwei an meiner rechten Seit',
Zwei an meiner linken Seit',
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Und zwei, die mich weisen
Ins himmlische Paradies.

Nachdem ich mit diesen Gebetein zu Ende war, betete ich oft noch viele „Vaterunser“ und „Gegrüßet seist du, Maria“, bis mir schließlich die schlafes müden Augen zufielen. — Martl, mein Lehrmeister, der mich obige Gebetein gelehrt, hatte einmal gesagt, daß, wenn ein Kind am Abend so lange bete, bis es einschlafe, hernach sein Schutzengel an seiner Statt weiterbete die ganze Nacht hindurch. Dies gefiel mir außerordentlich gut und darum daß eifrige Beten, verbunden mit dem innigen Wunsche, recht bald einzuschlafen.

Ach, wenn sich doch der Schutzengel nur einmal sehen ließe, dachte ich mir oft im stillen, wie wollte ich ihn küssen und Herzen! Aber leider all mein Sehnen war vergebens; ist er doch ein reiner Geist, der Verstand und Willen, aber keinen Leib hat.

Martl, unser Missionär, der ob seiner Gottesfurcht und Frömmigkeit mit einem Fuße bereits im Himmel stand, hat den Schutzengel freilich einmal gesehen und noch dazu den meinigen.

Wir Kinder standen in seiner kienrußgeschwärzten Küche und sahen dem Brodeln des Schmarrens zu, den er für sich kochte. Plötzlich drehte sich Martl um und sagte zu mir: „Sipperadibix-Bua, iaz hon i dei Schutzengei g'fehn; a weiß' G'wandl hot's ang'habt, um d' Mitt' a blau's Bandl und auf'n Kopf hot's an goldan Stearn g'habt und g'läch't hot's a no, dei Schutzengei.“

Wir Kinder wollten anfangs die sonderbare Kunde nicht recht glauben, doch Martl wußte in seinem milden Ernste so überzeugend davon zu reden, daß wir auch selbst gar bald überzeugt und ergriffen waren von der wundervollen Himmelserscheinung. Mein Schutzengel hat gelächelt, sagte Martl; also

bin ich halt doch ein braves Büabl, dachte ich mir. Vielleicht hatte es der Schutzengel gar nicht beobachtet, daß ich gerade am selben Morgen nichts gebetet habe.

An stürmischen Wintertagen, ei wie war es da so angenehm und behaglich in Martls von einem grünen Kachelofen wohlbewärmter Stube, wenn wir so zusehen konnten, wie der „Mechanica“ allerlei niedliche Sachen anfertigte oder wenn wir gar selber unsere Kunstfertigkeit hie und da erproben durften. Riesig schnell verflog uns dabei die Zeit und kaum dachten wir daran, daß daheim eine Mutter für uns kochte. Dies passierte uns um so leichter, als wir von Martl selber oft zu Tische geladen wurden. Merkwürdig, die Mutter kochte mit Naturbutter und Martl mit Kunstbutter; und doch schmeckte uns das Essen bei Martl viel, viel besser als daheim. Besonders wenn die Pfanne klein und die Schüssel flach war, waren Martls Gäste am hungrigsten. Mein kleiner Bruder zum Beispiel rührte beim Mittagstisch zu Hause einmal Gerstensuppe und Käsnocken kaum an, nach dem Gebet aber hofelte er schnurstracks zum Martl hinüber und machte manchem Speckknödel den Garaus.

Die Mutter, welche unsere Unverschämtheit zur Genüge kannte, gab uns daher oft Rudeln, Krapsen und dergleichen mit auf den Weg, die wir unserem armen Geplünderten bringen sollten. Da gab es nun nicht selten Streiterei, Rauferei und noch Ärgeres, ehevor wir uns entscheiden konnten, wem von uns die hohe Ehre, die Sachen dem Martl überreichen zu dürfen, zufallen sollte. Mehr als ein Teller ging dabei in Scherben.

Die Hauptsache jedoch unter all den köstlichen Sachen, die Martl uns verabreichte, bildeten halt doch die Haselnüsse. In einer herausziehbaren Lade seines Kastens, der in der Kammer oberhalb der Stube stand, hielt er sie aufbewahrt. Wie wonnig war das Rascheln, wenn er mit seiner großen Hand dreinfuhr! Fast so wonnig wie das Rascheln war auch das Sammeln der Nüsse. Im Herbst, wenn sie als Träubchen mit gebräunten Gesichtern von den Stauden zu uns herniederlachten, gingen wir ans Werk, die Hecken auf und ab. Mit einer Hakenstange bog Martl die Sträucher nieder, damit auch wir Kinder ihre Früchte erreichen konnten, und die Beute insgesammt kam hernach in einen von Martl eigens hiezu

angefertigten sackartigen Korb hinein. Auf dem weichen Rasen wurden sodann die Nüsse ihrer grünen Hülse entledigt. Einmal sind wir bei solch einer Gelegenheit in die Nähe eines Ameisenhaufens, jener kleinen roten Viecher, deren Stiche so verflucht schmerzen, zu sitzen gekommen und gar bald nun gab es auch ein Wimmern, Stöhnen, Stoßen, Rennen und Kraxen, als ob eine Lawine Zuckpulver uns erreicht hätte. Besonders meine Schwestern schnitten fürchterliche Grimassen und nach gar nicht langer Zeit hüpfte schickamerweise eine nach der anderen in die Hecke, um dort Jagd zu machen auf das verfluchte Kleinwild. Die enthülften Nüsse kamen zuletzt fein säuberlich sodann in Leinwandtäschchen, welche in der Vorlaube von Martls Haus nun baumeln mußten, bis ihr Inhalt von der Sonne gebräunt und getrocknet war. Von da aus wanderten sodann die Nüsse in die uns schon längst bekannte Schublade, damit sie im Winter fleißigen und willigen Kindern eine angenehme Belohnung sein konnten.

Ein regnerischer Sommer hatte den Käzchen an den Stauden einmal arg zugelegt; da gab es im Herbst wenig zu sammeln.

Soeben hatte ich, ohne stecken zu bleiben, die acht Seligkeiten heruntergesagt, da dachte ich auch schon an die neunte Seligkeit, nämlich an die Nüsse. Martl führte mich die Treppe hinauf zur Schublade, zog sie heraus und indem er mit der Hand eine nicht mißzuverstehende Bewegung machte, sagte er: „Sipperadibiz, nix drin, nix drin mehr!“ Nun wurden mir die Augen naß beim Gedanken, daß ich mich so ganz und gar umsonst geplagt hatte mit den vielen Seligkeiten. Doch Martl hatte ein weiches Herz und sagte: „Hear auf z' plear'n, dummer Bua; geh' obi in d' Stub'n, bet' zehn Vaterunsa und sog nach jed'n G'sagl: ‚Niab's Jesulein, bitt' schö, bring' ins wieda Nüss!' I wear a bet'n daweil.“ Martl kniete sich hin vor das Bild des Gekreuzigten und ich ging hinunter in die Stube und betete inbrünstig zum Jesulein meine zehn Vaterunser mit dem Anhängsel. Beim vierten G'sagl hörte ich schon ein Rascheln; mich deuchte, 's Jesulein müsse es gewesen sein, und gar eilig nun wollte ich inmitten der Andacht aufhören und hinaufrennen in die Kammer. Da fiel mir zur rechten Zeit noch ein, daß das Jesulein mitsamt den Nüssen ja wiederum verschwinden könne, und ich betete fertig.

Nach dem Gebet — einige Sprünge, und ich war droben.

„Is 's dag'wös'n und hot's recht glonzt?“ frug ich unter der Thür bereits den Martl.

„As wie d' Sunn' hot's g'funkt“, gab Martl mir zur Antwort, indem er sich von den Knien erhob.

Ein Blick in die Schublade und — juhui! sie war voller Haselnüsse. Heute noch heiß' ich an diesen Nüssen herum. —

Auf solche und ähnliche Weise lebten wir Kinder in bestem Einvernehmen mit unserem Seelenhirten. Obschon wir in schönster Harmonie oft ganze Tage mit Martl verlebten, brachte es das böse Fatum doch zuweilen mit sich, daß wir ihn, ohne es eigentlich zu wollen, ärgerten und sogar in eine gelinde Wut versetzten, wie zum Beispiel dazumal, als wir die Geschlechter vertauschten. Wie Kinder oft kuriose Einfälle haben, kamen ich und meine älteste Schwester, das Moidele, einmal auf die Idee, gegenseitig die Kleider auszutauschen. So war ich Mäd'l in meiner Schwester Rock und die Schwester Bub in meiner Hose. Ich freute mich der goldenen Freiheit um die Beine, und die Schwester freute sich, wie ein richtiger Bengel in Hosen herumstolzieren zu können. „Geteilte Freude ist doppelte Freude“, dachten wir uns und liefen schwupps



zum Martl hinüber. „Gi, der gute, alte Mann, wie wird der lachen und sich freuen, wenn er uns in diesem sonderbaren neuen Kostüm erblicken wird!“ Mit diesem Gedanken hüpfen wir munter wie Vöglein in Martls Stube hinein.

Der gute Alte war soeben mit Korbflechten beschäftigt. Kaum jedoch wurde er unser ansichtig, zogen sich seine Augenbrauen finster zusammen, seine Stirne runzelte sich und sink, als ob er erst zwanzig Jahre auf dem Rücken gehabt, erfaßte er eine geschmeidige Gerte, wie er sie zum Korbflechten benötigte, und ließ sie in schnellem Walzertempo auf unseren Rücken schmalzen, indem er dabei donnerte: „Sipperadibix Lumpn ös nirnuzig'n! Schau's, daß ös hoankommt's, oder i reiz enk d' Ohr'n aus. Schamt's enk mit so a Schweinerei!“

Gar schnell suchten ich und meine Schwester auf diese Katastrophe hin des Zimmermanns Loch und eilten heimwärts, froh, daß wir diesmal mit dem Leben davongekommen waren. — Das war einmal eine verfehltete Spekulation!

Einige Tage lang konnte ich den Schmerz daraufhin nicht verwinden und blieb daheim. Schließlich hielt ich es doch nicht mehr aus. Mit einer großmächtigen Kudel als Versöhnungsopfer auf dem Teller ging ich schön langsam wieder zu Martl und frug ihn, warum er denn neulich so zornig gewesen sei; der Zorn sei doch eine Sünde. — Da erzählte er mir, wie einstens Jesus die Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen vertrieben hatte. Jesus, sagte er, habe auch ordentlich dreingeschlagen und sei recht zornig gewesen. Dieser Zorn sei aber kein sündhafter, sondern ein gerechter gewesen und ein solcher sei dem himmlischen Vater sogar wohlgefällig. Auch er habe, fuhr er fort, nur einen gerechten Zorn über uns gehabt, weil wir den lieben Gott schwer beleidigt haben.

Schnell hatte ich ihm wieder verziehen, dem guten, lieben alten Martl; nur dachte ich mir nebenher: „Muß ihn schon wieder einmal zornig machen, damit er wieder ein Gott wohlgefälliges Werk tun kann.“

Das Schnitzeln verstand unser Meister ganz vortrefflich. Besonders viele Tiere hatten ihm ihr Entstehen zu verdanken. Lämmer, Hasen, Rehe, Hirsche, Kinder, Pferde, Gensien, Hunde u. dgl. formten sich ausnehmend schön unter seinem Schnitzmesser. Wir standen oft stundenlang dabei und rissen Augen und Mund vor Bewunderung sperrangelweit auf, und

sobald nur ein Bein aus dem Holzklumpen hervorragte, rieten wir schon, was es etwa wohl geben möge. Nicht selten wurde dann aus dem vermeintlichen Hund ein Schaf oder eine Ziege.

Einmal machte es uns allen arges Kopfszerbrechen. Was etwa das wohl wird? Zwei lange Beine, wie sie Störche haben, ein leibhafter Vogel darauf mit einem mächtig langen Hals, der sich auf die Brust herunterbog. Das wäre bis jetzt alles in Ordnung. Nun kommt das Kopfszerbrechen! An der Brust, woselbst andere Vögel sonst Federn haben, war ein wirklicher Menschenkopf mit Augen, Ohren, Mund und Nase zu finden und, was das Merkwürdigste war, der Vogel selbst mit seinem langen Hals und seinem großen Schnabel nahm seinen eigenen „Vogelbrust-Menschenkopf“ bei der Nase.

Wir konnten uns nicht sattsehen an diesem Ungeheuer, denn begreifen und verstehen konnten wir es ja absolut nicht. Raib und schüchtern fragte ich endlich Martl: „Wos is denn dös?“ — Nun



ein Augen-zwinkern, ein Räusperrn, ein vielsagendes Ansgucken, dann kam es: „Kinda, dös is die Dummheit. Schaut's hea do, die Dummheit nimmt si selba bei da Nos'n!“

Jetzt wußten wir's. Rätsel ohne Ende und Ende ohne Rätsel, wer mag das verstehen? — Ich nicht! — Nur hier und da bei der Nase nehme ich mich.

Noch mehr Staunen und Bewunderung als der „Nimmt-sich-selbst-bei-der-Nase“ erregte in uns ein anderes Kunstwerk, ebenfalls aus der Hand unseres frommen Künstlers hervorgegangen. Es waren die Marterwerkzeuge unseres Herrn und Heilandes in einem Medizinglase.¹⁾ Große und kleine Gläser mit langen und kurzen Halsen, weiten und engen Öffnungen, von heilsbedürftigen Kranken zuvor leerge-trunken, hatten wir in Martls Atelier zusammengeschleppt, damit ja gewiß etwas Brauchbares darunter sich vorfinde. Das meiste aber war für die Katz! Das eine war zu engschlindig, das andere zu

¹⁾ Siehe Anhang „Die Erler Passionsgläser“.

weittragig; das eine war zu dickwandig, das andere zu dünnbeschalt; das eine war zu voluminös, das andere zu engherzig. Kurz und gut, es mußte eine ganze Apotheke herhalten, bis sich ein passendes Gehäuse fand, welches würdig war, die Marterwerkzeuge Christi in sich aufzunehmen, Gott zur Ehr' und der Menschheit zur Lehr'.

Welch ein Jubel endlich, wenn ein solches Glas sich gefunden hatte. Nun konnten wir hoffen, zu sehen, wie ein ganzes Museum geheimnisvoller Dinge in einem verhältnismäßig kleinen Glase sich zusammenfüge zu einem harmonisch-sinnreichen Ganzen. Mit einem strengen Verweise aber wurde uns von Martl bedeutet, daß das kein Anlaß zum Jubel, sondern vielmehr zur Trauer und zur Betrübniß sei; denn das Ganze erinnere uns daran, wie unser liebevoller Erlöser für uns schlimme Menschen von den Juden so schrecklich arg zerschunden und gemartert worden sei, bis er am qualvollen Kreuzesholze unter furchtbaren Schmerzen starb.

Gar vieles hatte uns Martl von diesem Welterlöser bei verschiedenen Gelegenheiten früher schon beigebracht. Er hatte uns erzählt vom hilflos wimmernden Jesuskinde im Stalle zu Bethlehem, das von Hirten und Königen angebetet wurde und vor Herodes nach Aegypten fliehen mußte. Er hatte uns auch erzählt vom Jesusknaben in Nazareth, wie er seinen Eltern stets willig gehorchte, sie bei der Arbeit unterstützte und ihnen nur Freude und Vergnügen machte. Und dann, mit welcher brennender Begierde horchten wir erst, als er uns erzählte, wie daselbe Jesuskindlein, derselbe Jesusknabe später dann, von seinem dreißigsten Lebensjahre an, im Judenlande herumzog, Wunder wirkte, Kranke heilte, Liebe und Barmherzigkeit gegen den Nächsten predigte und Wohltaten spendete allüberall, wohin er kam.

Und nun, währenddem Martl mit einer aus Regenschirmspannen selbstverfertigten Zange die einzelnen Leidenswerkzeuge, kunstvoll geschnitten und bemalt, ins Glas hineinbrachte und drinnen sie sinnreich anordnete und besetzte, erzählte er uns, wie dieser liebe, gute Jesus von den Schriftgelehrten und Pharisäern verfolgt und gefaßt wurde, wie er von einem seiner Apostel, dem Judas, verraten wurde und wie er den Kreuzweg wandeln mußte vom Delberg an bis hinauf nach Golgatha, immer geduldig, sanftmütig und ergeben.

Heilige Andacht, hohe Ehrerbietung! Kein Missionär, kein Diener Gottes wäre imstande gewesen, auf eine so hochheilige Art und Weise das erhabene Erlösungsdrama darzustellen wie jener schlichte alte Mann im grauen Silberhaar. Unsere ganzen Sinne waren gefangen genommen und es war uns, als wandelten wir persönlich in den Straßen Jerusalems. Hätten wir vordem oft das kleine Jesuskindlein herzen und küssen mögen, so drängte es uns jetzt, dem erwachsenen Jesus an die Brust zu sinken und ihm Liebe und Treue zu schwören.

Waren alsdann Kreuz, Kelch, Leiter, Speer, Schwamm, Hammer, Zange, Geißelungssäule, Szepter, Hahn, Rute, Schweißtuch, Dornenkrone, Nägel und Würfel kunstvoll im Glase untergebracht, so handelte es sich noch um einen passenden Verschluss, damit das Werk bewahrt bleibe vor den zerflörenden Einflüssen zweibeiniger Elemente. Gewiß keine leichte Aufgabe! Unser Künstler aber hat sie glänzend gelöst. Durch die Deffnung des Glases zwängte Martl einen enggehenden Holzstöpsel, der am unteren Ende, woselbst das Glas sich zu erweitern begann, durchbohrt war. Durch dieses Querloch nun kam auf eine ganz sonderbar-kurioſe Weise ein Holzbolzen, der weder durch Schütteln noch durch Rütteln mehr daraus zu entfernen war. Einzig und allein nur mehr durch Zertrümmern des Glases konnte man zu den inneren Heiligtümern gelangen.

Das ganze Entstehen des Kunstwerkes durften wir Kinder mit unserer Aufmerksamkeit verfolgen. Wir konnten sehen, wie Martl mit dem Zänglein die Dingerchen ins Glas hineinverfenkte, drinnen ordnete, zwängte, drückte und leimte, wie eine Schwalbe beim Nestbauen. Sobald er aber daranging, das Glas zu verschließen, mußten wir uns aus der Stube entfernen. Beim Querholzdurchstecken, dem Geheimnisvollsten alles Geheimnisvollen, durften wir nicht zugegen sein. Ei, wie da unsere Neugier zu kochen begann! Es war, als müßte sie in Aetherform durchs Glas hineinschlüpfen und das Mirakel entziffern.

Auf solcherlei Weise wußte Martl, der gute Mann, sich stets mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben, so daß wir oft wie zu einem überirdischen Wesen zu ihm aufblickten.

Passionsgläser, wie die soeben erwähnten Kunstwerke treffend bezeichnet wurden, hat Martl nach und nach viele gemacht. Von allen Seiten wurde er darum beſtürmt. Aber

nur fromme, strenggläubige Häuser fanden Gehör und diese wissen heute noch den Leidensschatz im kostbarsten Hauswinkel aufzubewahren.

Auch ich sehnte mich mächtig nach einem solchen Glase und verließ dem Sehnen des öfteren auch hörbaren Ausdruck. Zimmer aber bekam ich von Martl zur Antwort: „Sipperadibix-Vua, wonnst amol Geißliche bist und die Primiz host, noch kriagst a a söllas Glas!“

Mein stilles Sehnen nach dem fernen Ziele wurde dabei immer mächtiger.

Auf solcherlei Weise verfloßen die Wintertage gar schnell. Dennoch aber sahen wir mit Freude dem lachenden Frühling entgegen. Wennschon in den Tagen, da draußen die Schneeflocken in ungezählter Schar vom grauen Firmament zur weißen Erde herniederwirbelten, sich gar angenehm die Zeit zwischen den vier Wänden mit Entdeckungen, Spielen, Versuchen, Erzählungen u. s. w. verträumen ließ, so war doch mit dem Einzug des Lenzes unsere Stimmung eine viel gehobenere.

Da ging es nun in Gesellschaft unseres Patriarchen hinaus in Gottes schöne, freie Natur. Nicht mit Botanischbüchse und Schmetterlingsnetz wie Naturforscher, sondern als brave Kinder Gottes mit der Ueberzeugung zogen wir hinaus, daß alle lebenden und leblosen Geschöpfe geschaffen seien einzig und allein zur Ehre Gottes und zu seinem Ruhme.

Des Morgens in aller Frühe hörten wir die Vöglein Gottes Lob und Preis verkünden, da er sie so fürsorglich mit Körnlein und Würmlein speise; aus dem Säuseln im Walde vernahmen wir Gottes Allgegenwart und das Murmeln des Bächleins gab den Fischlein kund, wem sie ihr fröhliches Dasein zu verdanken haben. Ueberall sprach Gott durch die Natur zu uns. Mit Ehrfurcht betrachteten wir die Blümlein auf Wiese und Feld, wie sie so geräuschlos in allen Farben schimmernd aus der grauen Erde emporstiegen, um den Allgütigen zu verherrlichen, der sie schöner selbst wie Salomon kleidete. Wir pflückten sie darum auch nicht, um nach ihren Stempeln und Staubfäden zu forschen, sondern um damit daheim den Hausaltar zu zieren. Besonders im Wonnemonat Mai überschütteten wir die Himmelskönigin, welche als altes Mariabild in einer Stubenecke im Hause unseres alten Freundes aufgestellt war, geradezu mit Blumen. Eines suchte

das andere in der sinnreichen Auswahl zu übertreffen. Insbesondere Schneeglöcklein, Primel, Löwenzahn, Hahnenfuß, Veilchen, Stiefmütterchen, Enzian, Vergißmeinnicht, Dotterblume, wilde Rose und Flieder prangten in Krüglein und Gläsern auf einem in der Ecke eingefügten Brett unter dem Bilde. Auf den Fensterbrettern zu beiden Seiten des Bildes richteten wir Teller zurecht, worauf wir in kreisförmiger Anordnung Vergißmeinnicht legten und deren Stengel mit Wasser übergossen. Siehe da, o Wunder, nach wenigen Tagen schon hatten sich die himmelblauen Blümlein aus ihrer wagrecht Lage senkrecht in die Höhe gerichtet, als wüchsen sie aus dem Teller hervor. Nicht sattfam bewundern konnte ich dieses Schauspiel.

Martl sagte einmal, eben deshalb habe der liebe Herrgott dem blauen Blümlein den Namen „Vergißmeinnicht“ gegeben, weil es sich jederzeit und in jeder Lage zu ihm emporrichtet, gleichsam als könnte es seiner nicht vergessen.

Wir pflückten aber nicht nur Blumen und stellten sie ordnungsgemäß um den Marienaltar herum auf, sondern wir waren auch bestrebt, dieselben möglichst lange in Frische und Schönheit zu erhalten. Zu diesem Zwecke sorgten wir fleißig für frisches Wasser. Wenigstens alle Tage einmal wurde das alte weggeschüttet und neues aufgegossen.

Damit aber hatten wir an Blumenkultus noch nicht genug geübt. Unweit hinter Martls Haus führte ein Fahrweg den Berg hinunter ins Dorf und zur Kirche. Neben diesem Wege war an einem uralten Nußbaume eine Armenseelentafel angebracht mit der Inschrift:

Alle, die ihr da vorübergeht,
Bitten wir um ein still' Gebet.
Schrecklich ist die Pein dahier,
Die leiden müssen wir.
Drum bitte, bitte, vergeßt uns nicht,
Es ist ja eure Christenpflicht.

Die Tafel nun zierten wir von Zeit zu Zeit mit einem Blumenkranze, damit die Leute ja nicht achtlos daran sollten vorübergehen.

Auf solcherlei Art und Weise betätigten wir unseren Blumenkultus unter der vortrefflichen Anleitung unseres meißtervollen Gottesgärtners und -botanikers.

Auch sonst gab es unter Gottes freiem Himmel manch liebliche Beschäftigung, deren ich mich noch mit Vorliebe erinnere. Ein unbedeutendes Ding oft war es, das halbe Tage lang unser ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch nahm. Ein Herrscher über Millionen von Menschen, ein Industrieller, dem Tausende von Arbeitern ihre Muskeln leihen, ein Maschinist, dem mit einem Fingerdruck eine Anzahl von Rädern und Hebeln zu Willen stehen, sowie ein Naturwissenschaftler im Laboratorium fühlt sich gewiß nicht erhabener und mächtiger, als wir uns fühlten bei Zweiglein, Pflanzlein, Käferlein und Lehm.

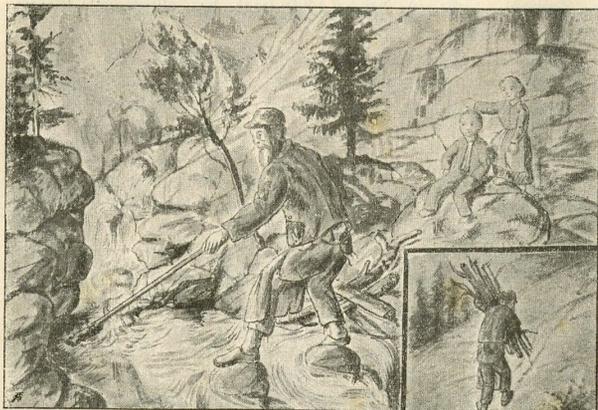
Jawohl, nicht in der Zahl liegt des Menschen Größe, sondern in seinem kleinen Ich.

Wenn die Sonne so recht angenehm warm ihre Strahlen herniederfenkte auf unsere unbedeckten Häupter, dann streckten wir uns nicht ungerne, einer kleinen Zigeunerbande gleich, auf irgend einen Rasen und trieben allerlei Kurzweil. Oft, wenn der Saft im Frühjahr recht üppig durch Stamm, Aeste und Zweige der Lärchen floß, beraubten wir den einen oder anderen dieser Bäume eines Teiles seiner allerjüngsten Zweige, welche so recht minniglich und zart von der Höhe niederhingen, nahmen diese zwischen Daumen und Zeigefinger und streiften ihre graubraune Hülle samt den feinen Knösplein mit einem kräftigen Ruck ab und aus den auf diese Weise entstandenen, vom Saft noch glänzenden, schneeweißen Gertlein flochten wir mit nimmermüdem Eifer Ringlein, Kettlein, Rörblein und sonstiges niedliches Zeug. Zu anderen Zeiten pflückten wir an einer jumpfigen Stelle eine Art Vinsgras, setzten uns sodann im Kreis zusammen, nahmen ein rundes Hölzchen zur Hand und mit diesem Hölzchen schoben wir das flaumige Mark des halmwartigen Grases von unten nach oben, bis am oberen Ende ein dunkelgelbes Würmlein zum Vorschein kam. Dieses zusammengeschobene Würmlein nun ließ sich gleich einem Perspektiv auseinanderziehen, bis wir eine poröse, hellgelbe, dünne Schlange in Händen hatten. Die Hauptsache bei diesem Spiel war, zu sehen, wer die längste Schlange zuwege brachte, und einen Konkurrenzkampf gab es dabei nicht selten, als handelte es sich um Diamantenpreise. Ich freilich schnitt dabei in der Regel schlecht ab. Infolge meiner verkrüppelten Hand klappte mir das Hölzchen beim Schieben oft um und aus der im

Geiste schon meterlangen Schlange wurde dann stets ein fingerlanger Verdruß. Gar arg verdroß es mich, wenn eine Schwester zu mir sagte: „Scham di, konnst nôt amol a Hölzl grod einischlab'n!“

Bei solchem und ähnlichem Zeitvertreib war unser guter Alter stets tonangebend. Martl war es, der unseren forschenden Gemütern und unseren nimmermüden jungen Gliedern stets Stoff und Nahrung zu eifriger Betätigung gab.

Leute, die selber keinen Wald besitzen, müssen gar oft mit Brotsamen vorlieb nehmen, die von anderer Leute Bäumen fallen.



So erging es auch unserem Martl.

Wohl brannte bei ihm das Feuer der Liebe zu Gott ohne Holz, nicht aber so das Feuer auf dem Herde, ohne daß er zuvor im Walde draußen Brennmaterial zusammenjuchte. Die Erlaubnis hiezu hatte Martl sowohl von der Gemeinde als auch von meinem Vater.

O welch ein Vergnügen bereitete es uns Kindern, mit Martl im Walde herumspringen, ihm beim Sammeln dürrer Nester helfen und dieselben hernach heimzuschleppen zu dürfen, soweit es in unseren schwachen Kräften lag. Zu Hause brauchte Martl weder Art noch Säge, um die Nester und morschen

Stämme, die wir heimgebracht, zu zerkleinern. Er legte sie mit einem Ende ganz einfach auf die Schwelle der Haustür, stampfte mit einem Fuße fest darauf, daß ihm nur so der Bart wackelte, und sie waren brauchbar schon für Herd und Ofen.

Eine wahre Ameisennatur besaß Martl in Bezug auf das Holz sammeln. Trozdem er ohne Art und Säge in den Wald hinausging und trozdem er ohne Schlitten und Zugtier das Holz nach Hause beförderte, hatte er oft mehr Brennmaterial um sein Haus aufgestapelt als so mancher prozige Bauer, der mit Pferden und Knechten in den Wald hinausfuhr. — Wind und Wasser waren Martls Holzlieferanten. Aus dem Walde holte sich Martl das, was der Wind von den Bäumen riß, und aus dem Bache das, was das Wasser anschwemmte.

Einige Tage immer nach sommerlichen, schweren Gewitterregen, wenn der Gebirgsbach, welcher das väterliche Gut begrenzt, recht fürchterlich getobt hatte, machten wir Kinder mit Martl regelmäßig einen Ausflug in seine wildzerrißnen Schluchten. Warum etwa wohl? Ganz einfach. So ein gewaltfamer Geselle, wenn er einmal wild wird, entführt nicht mit Unliebe einem geizigen Bäuerlein weiter in den Bergen drinnen ein halbwüchsiges oder auch schon altersgraues Stämmlein, um es während seiner wildromantischen Wanderung zwischen Steintippen unweit von Vaters Besitztum stecken zu lassen, damit Martl seines Segens möge teilhaftig werden.

Konnte nun Martl im graufigen Bachbette irgend einen Klumpen, irgend einen Stamm ausfindig machen, und wäre er noch so arg zerschunden und zersplittert gewesen, er mußte heraus und das oft fogar mit Lebensgefahr. Mit Gruseln nicht selten sahen wir Martl stehen mitten im gefahrdrohenden Bachbette auf einem zackigen Stein, umspritzt und umrauscht von schneigen Gischten. Mit dem einen Auge voll Mitleid schaute ich dann auf die holzsuchende Helbengestalt und mit dem anderen voll Neugierde auf den weiter oben in mächtigem Bogen aus einem engen Steintor hervorflüßenden Bach, ob er nicht etwa unvermutet ein nacktes kleines Kindlein zum Vorschein bringe, wie die Hebamme die kitzliche Sache uns einmal weißgemacht hatte.

Sobald Martl einen vom Wasser bleiern gemachten Holzkloß ans Ufer gerettet und denselben dann auf seine Schulter geladen hatte, kletterten wir einen Steig hinan, der zum

Randfeld emporführte. Martl ging mit seiner schweren Last voran und wir Kinder stapften im Gänsemarsch hinterdrein. Obwohl wir jeglicher Bürde ledig waren, vermochten wir deßungeachtet Martl kaum zu folgen. Auf dem Randfelde angekommen, scharten wir uns immer alsogleich um den schwerbeladenen Seelenhirten, schauten ihm mitleidsvoll ins Angesicht und fragten ihn auch mitunter, ob denn das Tragen ihm nicht wehe tue. Ei wohl, machte Martl hierauf uns zu wissen, tue das Tragen ihm wehe; doch der liebe Heiland habe auch ein schweres Kreuz auf den Kalvarienberg schleppen müssen und dabei haben ihn noch dazu die Juden immer geschlagen und gestoßen. Warum sollte er dem Heiland zuliebe nicht auch leiden? Ueberdies, fügte er noch hinzu, könne er dabei läßliche Sünden abbüßen und brauche nach dem Tode dafür nicht so lange im Fegfeuer zu leiden. — Das war in der Tat wiederum eine Predigt, wie sie wirksamere kein Missionär zustande gebracht hätte.

Oft und oft habe ich Gelegenheit gehabt, bei Leiden und Widerwärtigkeiten Martls Geduld und Ergebung in Gottes heiligen Willen zu bewundern. Einmal hatte er Zahnschmerzen gehabt, und zwar so gewaltig, daß es ihm unterhalb des schmerzzeitigen Auges eine Wasserblase aufzog und auch sonst



die Wange heftig anschwell. Als die Schmerzen immer mächtiger wurden, machte Martl sich auf den Weg zum Zahnreißer, der von Beruf sonst eigentlich ein Rindermeßger war. Ich durfte mitgehen. Beim Zahnreißer angekommen, setzte sich Martl auf eine Holzbank, ein sehniger, unterseßter Mann kam mit einer besseren Gattung Beißzange daher, stürzte die Hemdärmel nach Meßgerart zurück und griff zu. Nach mehrmaligen nutzlosen Versuchen hörte ich ein raschelndes Eingreifen der Zange, dann ein heftiger Ruck, und — der Augenzahn war da.

Weinen hätte ich am liebsten mögen, als ich sah, wie dem armen Manne die Wasserperlen über die gefurchten Wangen kollerten, ohne daß er einen einzigen Klagelaut von sich gegeben.

Ein andermal fiel ihm ein schwerer Amboß auf den Fuß. Martl wurde etwas bleicher, er zog Schuh und Socken aus und siehe da, der ganze vordere Teil des Fußes mit samt den Zehen war blau und schwarz angelaufen. Keine Silbe des Unmuts kam über Martls Lippen. Auf den Rat meiner Mutter hin brachte am nächsten Tag die Brotträgerin von der Hebamme ein paar Blutegel mit, welche dem stillen Martyrer die schwarze, dicke Flüssigkeit gern aus dem Fuße sog. Nach acht Tagen war Martl wieder soweit hergestellt, daß er mit uns ein bißchen im Freien herumhatscheln konnte.

Ganz außer Rand und Band vor Mitgefühl und Rührung kamen ich und die Schwestern, als wir eines Tages Augenzeugen sein mußten, wie dem Martl beim Hollunderpflücken eine Sprosse der Leiter brach, er hierauf kopfüber herunterstürzte und mitten in einen Wald von Brennesseln zu liegen kam. Wir dachten nicht, daß er sich dabei das Genick hätte brechen können, sondern das Schrecklichste für uns war, daß er inmitten der Brennesseln lag, und noch dazu gerade währenddem er für unsere Mutter Hollunder pflücken hätte wollen. Es war doch gar zu schrecklich! Wenn uns nur ein einziges Härlein von Seite der Brennesseln stach, waren wir schon dem Verzweifeln nahe, und den guten Mann hatten nun Tausende solcher Stacheln an Gesicht, Händen und Füßen verletzt. Wir glaubten, so etwas könne der Mensch überhaupt nicht mehr aushalten. Kein Wunder war es, daß wir bei solchen Gedanken und Erwägungen Martl wie einen Abgott anstauten, als er, noch dazu ohne zu heulen, von dem Schmerzensbette sich erhob und mit bloßen Händen die Nesseln auseinander:

schob, um seine Kopfbedeckung zu suchen, die ihm beim Sturze abhanden gekommen war.

Ob schon Martl durch und durch ein herzensguter Mensch war, so hatte er doch auch seine Feinde, die ihm seine stille Zurückgezogenheit und sein beschauliches Leben nicht gönnen mochten. So fügte es sich einmal, daß ein bei uns einquartierter Holzknecht über Martl schwatzte und dabei unter anderem die Bemerkung fallen ließ: „Dea Mensch weascht g'wiß no narrisch vor lauta Bet'n.“ — Am andern Tage hinterbrachte ich Martl diese Bemerkung, und gewiß haben ihn diese wenigen Worte mehr geschmerzt als die tausend Brennesselstacheln.

Dem Grundsatz getreu: „Lustig in Ehren kann niemand verwehren“, war Martl zuweilen auch kleinen Gesellschaftszirkeln nicht abhold, wenn es dabei nur nicht liederlich herging. Insbesondere zu einer abendlichen Kartenpartie am großen, runden Tisch meines Vaterhauses ließ er sich gern herbei. So hatte sich bei einer solchen Gelegenheit auch einmal ein Wolf mit ungewaschenem Maul unter die Schäflein geschlichen, was unser Seelenhirte auch alsogleich wahrnahm. Als dem Wolf einmal ein besonders schmutzig-fetter Brocken dem Rachen ent schlüpfte, legte Martl mit einem drohenden Augenleuchten und einem bedeutungsvollen Stirnrunzeln die Karten weg und sagte: „Sipperadibix, is dös au a Manier? Wennst a Schweindl bist, donn geh' außi in Stoll!“ Eine solche Zumutung war dem rohen Maulhelden denn doch auch zu dumm und indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, brüllte er Martl an: „Du scheinheiligs Lud'r, schau, daß d' hoamkimmst in dei Nest, womn's dir nöt recht is bei uns.“ Mit schlotternden Knien ging daraufhin der gute Weltverbesserer zur Tür hinaus und kam — am nächsten Tage wieder. Wahrscheinlich waren ihm unterdessen die Worte der heiligen Schrift in den Sinn gekommen: „Schlägt dich einer auf die rechte Wange, so reich' ihm auch die linke dar.“

Solche und ähnliche Hiebe von Seite der bösen Welt sind des öftern auf Martl niedergesaut; als wahrer Streiter Christi aber nahm er sie gern an.

Wenn derartige Ausfälle zumeist auch in derber, plumper Weise ans Tageslicht traten, so hat doch wenigstens Pöbel, jener Knecht, der mit den Mägden so narrisch gern ein wenig

schäkerte, bewiesen, daß Bauernknechte auch imstande sind, in sarkastisch-zweischneidiger Weise Revanche zu nehmen. Von Martl zu wiederholten Malen in seiner Unterhaltung gestört, hat er einmal mit gerechtem Zorn ausgerufen: „Wenn doch diesen Spion amol da Teifi hol'n möcht'! Bis zum Höll'ntor tät i ihm unentgeltli mithelf'n.“

Mir taten solcherlei Beleidigungen, mochten sie nun vor oder hinter Martls Rücken zutage treten, immer unendlich wehe, und gern hätte ich meinen Seelenhirten in Schutz genommen, wenn ich nicht selber noch ein gar so kleiner Knirps gewesen wäre.

Mit Begeisterung und Liebe erzählte Martl uns Kindern oft von den katholischen Missionen in den fernen Heidenländern und mit welch ungeheuern Opfern die Missionäre sehr häufig, indem sie Gesundheit und Leben auf das Spiel setzten, Menschen-seelen zu retten suchten. „Ach,“ seufzte ich dabei nicht selten, „wäre ich doch schon groß, daß ich könnte zu den Missionären gehen, um für den lieben Jesus dulden, leiden und sterben zu können!“

Als Martl einmal merkte, daß ich ganz hingerissen war von meiner Gefühlschwärmerei, da legte er seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Mein lieber Bua, es ist nicht unbedingt nötig, daß du später Missionär wirst, du kannst auch so Heidenkinder retten, indem du ihnen einmal Geld schickst, damit sie von den Missionären losgekauft werden können, und indem du für sie bettest.“ — „O,“ erwiderte ich, „alles Geld will ich einmal den Heidenkindern senden, damit sie losgekauft werden können!“ Nun ging Martl, wie um meinem Entschluß ein leuchtendes Beispiel voranzustellen, in seine Schlafkammer hinauf und holte ein Lädlein herunter in die Stube, welches er fürsorglich auf den Tisch stellte. Denselben entnahm er nun eine Anzahl Goldstücke, etwa ein Duzend an der Zahl, und ließ sie klingelnd auf der Tischplatte tanzen, wie um zu zeigen, daß es auch echtes, reines Gold sei. Hierauf bildete er ein Röllchen daraus, unwickelte selbes mit Papier, gab Pestschaft dazu und steckte das Ganze in ein starkes Couvert mit der Aufschrift: „An die Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu in Salzburg.“

Mit Staunen und Ehrfurcht wohnten wir Kinder der heiligen Opferhandlung bei, wobei ein alter Mann, der jeden

Kreuzer fauer verdienen mußte, der das Essen vom Munde sich absparte und der Hosen trug, auf die er eigenhändig schon hunderte von Flecken genäht, eine Summe Geldes für die Missionen zurecht richtete, welche für ihn ein kleines Vermögen bedeutet hätte. Ja, wem solche Vorbilder nicht tief ins Herz wachsen würden, der müßte doch total aus Stein und Erz gebildet sein!

Kein Wunder darum auch, wenn dieser Mann einen gewaltigen Einfluß auf uns Kinder ausübte in Bezug auf das ganze religiöse und sittliche Leben, indem er ja nicht bloß Lehrmeister im Vortrage, sondern auch Lehrmeister in der That war.

Martl war kein Freund des Weltlebens. Still und zurückgezogen lebte er in seiner Klausur im Nachbarhause. Nur einmal im Jahre zog es ihn hinein in den Strudel des Weltlebens, und zwar an seinem Namenstage, am Martinstage (11. November). An diesem Tage war stets Jahrmart in Nachbarhause und dahin machte Martl seine einzige weltliche Pilgerfahrt während des ganzen Jahres, um daselbst einzukaufen, was sein Kunstverständnis nicht selbst anzufertigen vermochte.

Für uns Kinder war dieser Tag stets ein wichtiger Tag. Kaum war die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, begannen wir die Belagerung von Martls Heim. Wie eine Dörcherbande standen wir vor der verschlossenen Haustür, mit dem festen Entschluß, nicht zu weichen, auch wenn es Eisensteden regne. Obgleich das Tagesgestirn manchmal längst untergegangen war und der Mond höhnisch zu uns herniederlachte, gingen wir nicht von der Stelle, und wenn die Mutter auch noch so oft rief: „Kinda, schaut's, daß hoamkemt's, 's is Zeit zum Schlof'ng'h'n!“ hatten wir keine Zeit zum Gehorchen. Wir wußten, Martl kann nicht mehr lange ausbleiben, — indem ein frommer Mann nie spät nach Hause geht, — und wollten uns darum die schönen Sachen nicht entgehen lassen.

Plötzlich tauchte im Halbdunkel die uns längst bekannte Gestalt auf und langsam wandelnd kam sie näher und näher, mit einem Päcklein in der Hand. Hei, war das eine Freude nach so langem Harren! Im Chor riefen wir Martl entgegen: „Martl, wir wünsch'n viel Glück und Seg'n zum Romistag, g'sund soist bleib'n, lang soist leb'n und noch a soist in Himmi einisteig'n!“ Als Martl in unserer Nähe war, hörten wir bei ihm ein leises Schnurren, wie bei einer Katze, wenn man sie streichelt.

Nachdem Martl die Haustür geöffnet und in der Stube drinnen ein Dellämplein angezündet hatte, erzählte er uns, daß auf dem Markte er uns beinahe ganz vergessen hätte, wenn nicht sein Schutzengel ihm auf die Schulter geklopft und gesagt hätte: „Vergiß mir ja nicht die Kinder daheim, indem sie immer fleißig beten und auch sonst recht brav sind.“ Da habe er uns das Päcklein nach Hause gebracht. — Martl öffnete es.

O, welch ungeahnte Herrlichkeiten guckten uns da entgegen! Wir sahen in buntem Durcheinander gebrannte Kastanien, Kranzfeigen, Lebzelteln, Zuckerpfeifchen, kleine Bläufelchen, blinde Uhren, Abziehbilder, ein hellklingendes Glöcklein und noch dazu ein kleines, wahrhaftig klingendes Glockenspiel. Ein jedes von uns bekam seinen Anteil; trotzdem aber quälte noch ein jedes der fromme Wunsch: „Wenn ich nur keine Geschwister hätte, damit ich alles allein besitzen könnte!“

Nachdem Martl gleich dem Nikolaus uns beschenkt und uns einige Ermahnungen gegeben hatte, ließen wir uns auf die Knie nieder und beteten ein inbrünstiges „Schutzengelmein“ und Vaterunser. Hierauf reichten wir Martl die Hände, sagten ein herzliches Vergeltsgott und liefen mit all' den Glückseligkeiten heimwärts, um der Mutter unsere Freude zu offenbaren. — Am andern Tage dann wurde gehandelt, geschachert und getauscht wie bei polnischen Juden. — Das war Martinus, unsere größte Herbstfreude.

In den nächsten Tagen nach Martini einmal kam ich auf einen drolligen Einfall, der uns lange Zeit hindurch großen Spaß bereitete. Das Glöcklein, welches Martl uns vom Markte heimgebracht hatte, mußte er, auf mein Bitten und Drängen hin, neben der Türe seiner Stube besetzen, ganz so, wie die Glocke in der Kirche neben der Sakristeitür besetzt war. — Wozu diente sie nun? — Wir hießen sie die „Feierabendlögg“¹⁾ und sie hatte für unseren Handel und Wandel im alten Hause denselben Zweck wie die Kirchenglocken beim Feierabendläuten für die ganze Gemeinde.

In unserer Gegend ist es nämlich Brauch, daß man an Samstagen um 1 Uhr und an Vorabenden von Festtagen um 12 Uhr mittags zuerst abwechselnd und dann gemeinschaftlich

¹⁾ Feierabendglocke.

mit allen Kirchenglocken läutet, zum Zeichen, daß es Zeit sei, Feierabend zu machen. Dies das sogenannte Feierabendläuten.

Wir Kinder nun warteten immer schon eine geraume Weile auf dieses Läuten, um dann, sobald wir von der Kirche herauf den ersten Ton vernahmen, so schnell als möglich zu Martl in die Stube zu springen und ebenfalls das Glöcklein zu läuten, so ungestüm und lange oft, daß uns manchmal sogar die Schnur riß. — Mochte der Vater mit den Diensthöten nach dem Feierabendläuten bis zum Dunkelwerden noch im Hof und auf dem Felde arbeiten — was kümmerte es uns, wir gehörten ja der jüngeren Generation an, die geradewegs dem Himmel zustrebte, — und darum machten wir auch zur rechten Zeit Feierabend.

Dem Martl — mochte er nun beim Korbflechten oder Schnitzeln, bei einer Mausfallen- oder Hosenseparatur sein — wenn er nicht alsogleich auf unser Zeichen hin jegliches Werkzeug weggeschleudert hätte, wäre der Nimbus als heiliger, gottesfürchtiger Mann für immer dahingewesen und wir kleinen Knirpse wären unter Umständen sogar frech genug gewesen, ihn ob seiner Gottlosigkeit zur Rechenschaft zu ziehen. So weit hatte es der fromme Meister schon gebracht mit seinen Zöglingen, die noch kaum alles lassen konnten.

Niemals jedoch hatte Martl uns Gelegenheit geboten, ihm einen Vorwurf zu machen. Wie bei Dornröschen ruhte auf das Läuten hin mit einem Schläge die ganze Arbeit; selbst ein halbgenagelter Schuh wurde beiseite gelegt.

Nun kam nur noch die Arbeit des Aufräumens. Die vorherige Universalwerkstatt im wahrsten Sinne des Wortes wurde nun schnell in eine Art Hauskapelle umgewandelt. Hobelspäne, Holzsplitter, Blöcke, Stangen und Bretten wurden an ihren zugehörigen Platz befördert, die Werkzeuge wurden schön in Ordnung aufgeräumt, dann wurde der Boden mit nassem Sägemehl besprengt, gefeiert und hierauf ging es an die Dekorierung des Hausaltars. Im Frühjahr und Sommer kam die schon erwähnte Blumenzerde in Anwendung, während der übrigen Jahreszeiten aber mußten künstliche Blumen sowie allerlei Zierat aus farbigem Seidenpapier und bunten Bändern herhalten. Mit besonderer Vorliebe auch schmückten wir die allzeit reine, unbefleckte Jungfrau mit Hochzeitsbüschen.

War alles säuberlich aufgeräumt, in Ordnung gebracht und geziert, so wurde zu guterleht noch die von der Decke



Martl als Pilatus (1902), wie er über Jesus den Stab bricht.

niederhängende rote Ampel angezündet und das Weihwassergefäß frisch aufgefüllt, und nun war stille Ruhe, gepaart mit feierlicher Andacht, eingesehrt in die kurz vorher noch buntbewegte Stube. Profane Scherze hatten nun wohlweislich zu unterbleiben, denn der Tag des Herrn war im Anrücken.

Merkwürdig, sobald feierliche, göttliche Ruhe bei Martl herrschte, fühlten wir Kinder uns vereinsamt und gelangweilt und trachteten sobald als möglich von Martl fort und nach Hause zu gelangen. Ich erinnere mich noch gut des Kooperator's netten Pudels, der, wenn sein Herr zu ihm sagte: „Puži, mach' den toten Mann“, sich langgestreckt auf den Boden hinlegte und kein Glied mehr rührte, bis die ihm wohlbekannte Stimme rief: „Puži, mach' auf!“ Eine wahre Freude war es, zu sehen, wie auf dieses Kommando hin der Pudel freudig in die Höhe sprang, bellte, mit dem Schwanz wedelte und seinem Herrn die Hände leckte, als hätte er ihm ein zweites Leben geschenkt. Gewiß mag dem Pudel solch ein Scheintod unsäglich traurig vorgekommen sein.

In ähnlicher Weise traurig haben uns Kinder jene Feierabende mit den darauf folgenden Ruhetagen gestimmt. Nicht mehr das lustige Trommeln des Hammers, das melodische Kreischen der Säge, das schlachtenartige Geknatter des Brennholzbrechens war zu hören, sondern alles war still ringsumher. Höchstens nur die ewigen Formeln eines Gebetes unterbrachen hie und da durch eine halbe Stunde, oder wohl noch länger, die geisterhafte Stille der Einsamkeit.

An Sonn- und Feiertagen mußten wir auf Martl's Gesellschaft so ziemlich ganz verzichten. Des Morgens in aller Früh, während wir noch tief in den Federn schnarchten, ging Martl schon in die Frühmesse. Später dann kam der Hauptgottesdienst an die Reihe und selbst den Nachmittagsgottesdienst ließ er sich niemals entgehen. Kam er, wenn es gut ging, so gegen 3 Uhr nachmittags nach Hause, so konnten wir uns höchstens auf die schon erwähnten ewigen Formeln eines Gebetes gefast machen. Daraus folgt, daß die Sonn- und Feiertage im allgemeinen nicht gerade zu den vergnügtesten Tagen zu rechnen waren. Zum Glück jedoch kam uns ein Umstand zu statten, welcher uns manchenmal der öden Langweile enthob; der nämlich, daß an diesen Tagen, da die ländliche Arbeit ruhte, oft Besuche von Seite der Verwandten stattzufinden pflegten. Diese nun mußten ersetzen, was Martl uns versagte.

Wie gesagt, an Sonn- und Feiertagen konnten wir uns bei Martl in Folge seiner religiösen Zurückgezogenheit nie so recht heimisch fühlen, ausgenommen den Peter- und Paulstag, dem Feste der Apostelfürsten, wo wir in Gesellschaft mit Martl Feuerbrennen durften.

Peter und Paul waren ja die Leuchten des neugegründeten Gottesreiches und darum besteht die seit Jahrhunderten überkommene Sitte, den beiden zu Ehren Feuer zu brennen auf den Anhöhen und Gipfeln der Berge. Es waren zwar in unserer Gegend auch die Sonnwendfeuer, ein Ueberbleibsel aus dem germanischen Heidentum, noch stark im Zuge; fromme Naturen aber fanden an dieser althergebrachten Ueberlieferung wenig Geschmack und wandten sich lieber dem christlichen Peter- und Paulfeuer zu.

Wenn schon sonst an diesem Tage jede Knechtsarbeit strengstens untersagt war, den Apostelfürsten zu Ehren durfte ungeniert gearbeitet werden. Am Nachmittage bereits gingen wir mit Art und Säge bewaffnet mit Martl hinaus auf eine schöngelegene Anhöhe, welche das Thal in weitem Bogen beherrscht, um so viel als möglich brennbares Material zu sammeln. Wir wußten: Buchenreisig gibt Licht und Hitze, Wacholdenstauden geben Rauch, Fichten- und Tannenäste recht viel Funken und demgemäß richteten wir unseren Vorrat zusammen. Martl war unser Feuerhauptmann und wir Kinder waren die Ameisen, die schleppten wie verrückt. Manch jungem Stämmlein bereiteten wir in frecher Weise den Garauß. Dann, kaum als der Tag mit dem dunklen, sternbesäten Mantel sich zu verschleiern begann, fuhr ein Schwefelhölzchen in ein Häuflein Hobelspäne, das Flämmchen leckte einigemal daran und mit einem wahren Höllenhunger fraß es sich sodann hinauf in die Höhe und herum in die Breite. „Nahrung, Nahrung, Nahrung!“ pfiß und knackte es in einem fort. Bald gaben wir ihm „Licht- und Hitze-“, bald „Rauch-“ und bald auch „Funkennahrung“, je nach der Laune.

Zwei Parteien hatten sich in unserem Lager gebildet: eine radikale und eine konservative. Die radikale Partei wollte, daß die Flammen kurz und stürmisch himmelhoch aufloderten und womöglich die ganze Welt in Brand setzten, wohingegen die konservative Partei mehr anstrebte, daß eine mäßige Flamme unter möglichster Schonung des Brennmaterials bis spät in die

Nacht hinein anhalte. Nach kurzer, heftiger Debatte siegte die radikale Partei, indem dieser Richtung auch unser Feuerhauptmann angehörte. Riesige Feuerzungen leckten zum nächtlichen Himmel empor und andere Flammenherde grüßten von den umliegenden Höhen. Dann, als auch Dienstboten und Kinder aus der Nachbarschaft bei uns sich einfanden, wetteiferten wir Kinder mit ihrem Jubelgeschrei, bis unsere Kehlen ganz heiser waren. Zum Schluß erfaßte Martl noch einen mächtigen Tannenast und schlug damit in die Flammen, daß die in den Funken verkörperten armen Seelen millionenfach ihrem Himmel über den Sternen zuslogten. — — —

Im Bette noch sah ich sie tänzeln, die Funken, und lange noch dachte ich nach, wie man mit einem Schläge Millionen von armen Seelen erlösen kann.

Neue Wochen, neue Freuden! —

Halbe und ganze Tage oft konnten uns weder Vater noch Mutter zu Gesicht bekommen, insbesondere wenn Martl auf den Mäusefang ausging. Es war aber auch gar zu hübsch, mitanzusehen zu können, wie der alte Mann die unterirdischen Wühler überlistete.

Eigene Mausfallen hatte Martl zu diesem Zwecke selbst konstruiert: Holzklötzchen mit einem Haselnußbogen versehen, der, wenn das ahnungslose Geschöpf in der mit Erde ausgestrichenen Höhlung des Klötzchens das gefährliche Zünglein berührte, mit einem kräftigen Rucke eine Drahtschlinge unter dem Bauche des armen Opfers zuzog.

Ging Martl auf den Mäusefang, so erforschte er mit einem gebogenen, spizen Eisen zuerst auf dem Felde die Richtung, des unterirdischen Ganges, dann kniete er auf den Knien nieder, nahm eine kleine Schaufel in die Hand und hob ein Stück Erdrreich aus, um seitwärts vom Gange eine kurze Sackgasse bilden zu können, an welche er schließlich die trügerische Falle ansetzte. Kam nun ein Mäuslein oder ein Maulwurf gewöhnlichen Weges daherpaziert und bemerkte die neue, ohne seine Einwilligung hergestellte Seitengasse, so rannte das Tier vor Wut ob des gemeinen Hausfriedensbruchs ganz sicherlich in dieselbe hinein, rannte im Hintergrunde an das gefährliche Zünglein, und anstatt mitgegangen — mitgefangen, lautete seine Losung nun eingegangen — eingefangen. —

Ueberaus geschickt verstand es Martl, die Fallen so aufzustellen, daß oft nach wenigen Minuten schon ein lebenslustiges Tierlein im Todeskampfe drinnen pfiß und zappelte, und flink war unser alter Seelenhirte dabei. Frei zum Erstaunen! Oft an die Hundert solcher Nichtstätten hatte der sonst so gutmütige Mann Gottes an einem Tage errichtet.

Singen wir einige Stunden nach dem Aufstellen der Fallen mit Martl hinaus auf die Felder, um uns die Todesernte zu besehen, ei, wie waren wir da Zeugen so mancher Tragödien. Ein ganzes Buch könnte ich darüber schreiben.

Da pfiß und zappelte ein Mäuslein noch im Todeskampfe. Dort war ein anderes mit einem Bein in die Schlinge geraten, hatte sich daselbe eigenmächtig abgebissen und war davongerannt. An einer anderen Stelle war so ein Tier von einem hinten anrückenden Genossen aufgefressen worden. Also Kannibalen unter den Mäusen! — Wieder an einem anderen Plage war die Spannung der Schlinge zu stark gewesen und hatte das Opfer mitten entzweigeschnitten, oder auch endlich, es hatten Hunde und Katzen die Fallen samt dem Inhalt verschleppt. Sie und da passierte es auch, daß beim Losgehen der Spagat, woran die Drahtschlinge befestigt war, riß und dem Opfer dadurch die Freiheit wiedergekehrt ward. Solche Tiere bezeichnete Martl dann als Schlaufköpfe — denn sie waren äußerst schwer mehr zu bekommen. Meistens hatten sie fortan die fatale Gepflogenheit, Erdreich in die Falle zu schieben, bis sie losging, ohne ihnen zu schaden.

Wenn ich all die sonderbaren Mäusegeschichten überdenke, wäre ich fast geneigt, zu sagen, daß sich unter dem grünen, kühlen Rasen ebenso wie im menschlichen Leben Romane abspielen. —

Einmal hatte sich Martl beim Mäusefangen erkältet. — Indem sein Zustand von Tag zu Tag übler wurde und er den täglichen Weg zur Kirche kaum mehr machen konnte, packte er eines bösen Tages zu unserem unermesslichen Leidwesen ein kleines Bündlein zusammen und watschelte damit langsam, langsam den Bergeshang hinunter, einem in der Nähe der Kirche gelegenen Häuschen zu, um dort

bei Verwandten eine gottgefällige Aenderung abzuwarten. Ein Stück Weges gaben wir Kinder Martl das Geleit. Zum Abschied dann gab er noch jedem von uns eine Handvoll Nüsse sowie ein Heiligenbildchen, und als er sah, daß unsere Neuglein naß wurden und unsere Stimmen zu zittern begannen, sagte er in herzensmildem Ton zu uns, wir sollten nicht traurig sein, er gehe nur für kurze Zeit in ein anderes Haus, um den lieben Jesus im Tabernakel recht oft aufsuchen zu können, damit dieser ihn wieder gesund mache. Wir sollten inzwischen, fuhr er fort, ja recht brav bleiben und das Beten nicht vergessen, dann

werde er bald wieder gesund und komme mit einem großen Sack voll Nüsse zurück. — Lange sahen wir dem Davonwandernden nach. —

An die sechs Wochen nun mußten wir ohne Martl und seine Beihilfe hausen und wirtschaften. Es war eine bitterböse Zeit.



Bitter war sie, weil wir mit der letzten Handvoll Nüsse bald zu Ende waren und kein frischer Zuwachs erfolgte; böse aber, weil wir während dieser Zeit vor einem frechen Hausfriedensbruche nicht zurückschrecken und in gemeinker Weise wie Barbaren mit

fremdem Eigentum schalteten und walteten.

Wir wußten, daß Martl die Gepflogenheit hatte, den schweren, verrosteten Haustorschlüssel niemals mit sich zu tragen, sondern ihn stets auf das Gesimse des kleinen, mit Spinnweben umzogenen Bogenfensterchens oberhalb der Haustür zu legen; denn einerseits wollte er sich mit solch einem ungeschlachten Eisen nicht die Hosentaschen zerreißen und andererseits hatte er eine zu hohe Achtung vor der menschlichen Vernunft, als daß sie fähig wäre, an fremdem Eigentum sich zu vergreifen. Der Gute hatte aber die Rechnung diesmal — ohne Kinder gemacht.

Wenn nicht am ersten, so doch ganz sicherlich am zweiten Tage nach Martls Scheiden schon holten wir mit

vieler Mühe den Schlüssel von seinem Verstecke herunter, indem wir mittels Risten und Brettern einen babylonischen Turm erbauten. Dann, nachdem wir das Zaubereisen in Händen hatten, mußten wir uns noch einmal gewaltig anstrengen, ehevor ein widerspenstiges Getreide uns anzeigte, daß die schwere Holztür nun bereit sei, uns freien Eingang zu gewähren.

Juchhe, nun waren wir Herren im Hause! — Weiß Gott, auf welcher rohen Art und Weise wir die Herrschaft ausgenüßt hätten, wenn nicht einigermaßen die Heiligkeit des Hauses uns davon abgehalten hätte. Ganz harmlos jedoch lief die Sache auch so nicht ab. Wissensdurst und Leibes hunger, wie unglücklich doch vereinigten sich diese beiden Rimmerfalte zu einer Schandtat gegen unsern guten Seelenhirten!

Zuerst machten wir uns an die Kochkunst. Wie gut war es doch, daß wir in früheren Zeiten dem Martl fleißig alles abgeguckt hatten; nun konnten wir Nutzen daraus ziehen. Nachdem wir in der kienberuften Küche auf der Esse ein Feuer angemacht hatten, wurde die Mehlschüssel von einem Gestell heruntergeholt, Wasser aufgeschüttet und ein Teig angemacht. Den Teig sodann schütteten wir in die Pfanne, welche über dem Feuer glühend schon ihrer Dienste harrete. Allsogleich stieg uns ein brenzlicher Geruch in die Nase, und nun erst fiel es einer meiner Schwestern ein, daß man zum Schmarrenkochen auch Schmalz benötige. Schnellstens wurde nun die Schmalzbüchse geöffnet und ein tüchtiger Bazen in die Pfanne geschleudert. Doch, was half es? Das liebe, gelbe Schmalz schwamm obenauf und darunter bildeten sich Gerüche, als ob zehntausend Hufschmiede beim Pferdebeschlagen wären. Erst als eine Schwester mit dem Feuerhaken in die Pfanne fuhr und tüchtig darin herumrührte, milderten sich die unheimlichen Dünste. Während also nach dieser Seite hin die Sachlage sich zu bessern schien, fing urplötzlich die jüngste Schwester zu winseln und zu jammern an, weil sie die Schmalzbüchse nicht mehr zu schließen vermochte. Wir anderen kamen ihr zu Hilfe, doch ohne Erfolg. Die Schmalzbüchse mußte offen gelassen werden. „Semine, jemine, was wird Martl sagen! O Schutzengel mein,

bitte, bitte, komm' uns zu Hilfe!“, jammerten wir alle zusammen.

Als der Brei eine Zeitlang geschmorrt und gebrodelt hatte, stellten wir die glühendheiße Pfanne ohne Unterlage auf den mit Delfarbe gestrichenen runden Tisch in der Stube, surrten ein „O Herr, segne uns diese Speisen! Vater unser etc.“ und fuhren mit Bier alle zugleich in die Pfanne. Ein einziger Löffel voll genügte und — die fürchterlichsten Grimassen glogten sich gegenseitig an. Ver-teufelte Geschichte, war das ein Geschmack! Ein fürchterliches Etwas, ohne Kraft und Salz, mit Gestank und noch dazu verschmalzen, verbrannt, verbraten, verröstet und verkocht hatten wir zu uns genommen, wovon wir den ersten Mundvoll schon auf den Boden spuckten. An Stelle eines Schmarrens, wie wir beabsichtigt hatten, war uns ein „Frischminit“ geglückt, und selbst „Sedan“, der gemüthliche Allesfreier, bestätigte diesen famosen Titel, indem auch er den Brei nicht fraß, trotz des vielen Schmalzes, das wir dazu genommen.

Tief beschämt über unsere Niederlage zogen wir ab, sperreten die Haustüre hinter uns zu und gingen heim zur Mutter, um zu sehen, ob auch sie heute Unglück gehabt beim Kochen. Aber nein, prächtig mundeten uns zuhause am selben Mittag die Erbsenknödel. Am selben Mittag bin ich stracks in die Küche gelaufen und habe lange Zeit unentwegt die Mutter angeblickt, bis sie mich endlich fragte: „So Bua, host mi no nia g'jeht?“ — „G'jeht wohl“, sagte ich darauf, „oba i komm di nit begreif'n, Muatta, daß d' so guat Koch'n konnst!“ — Weiter sagte ich nichts mehr.

Wie leicht zu begreifen, ließen wir es bei dieser einen geheimen Exkursion nicht bewenden, sondern es folgte in den kommenden Tagen Musterung auf Musterung.

Da uns die Leibesnahrung so überaus schlecht bekommen hatte, verlegten wir uns in Zukunft mehr auf den Wissensdurst, wobei uns ein Haufen Bücher und Schriften, welche bestaubt in wirrem Durcheinander auf einer breiten Bank hinter dem Tische lagen, vortreffliche Dienste leisteten. Da wir der Kunst des Lesens jedoch nicht mächtig waren, so drangen die großen Ereignisse einstweilen

auch nur in Form von Bildern durch das Auge ins Gemüt.
— Wohl, wir waren's zufrieden.

Zuerst zeigten auch meine Geschwister ziemlich reges Interesse an diesem Anschauungsunterricht, bald jedoch ließen sie mich allein mit meinem Sinnen und Träumen und verlegten sich mehr auf Studien und Untersuchungen anderer Art, wie z. B. von Werkzeugen und Werkstätten. Ich aber wühlte wie ein Geier im alten Kram nach Bildern, Bildern und nochmals Bildern. Eine ganze Welt voll des Interessanten und Großartigen rollte da an mir vorüber und rief die verschiedenartigsten Gefühle in meinem Innern wach.

In der Hauptsache waren es Gebetbücher, Erbauungsbücher, Legenden und Missionschriften, die sich in Marils Hause vorfanden; aber auch einige Bäcklein wie Volkskalender, Traumbücher und kühne Abenteuerromane hatten sich unter die Schäflein gemischt. Aus dem ganzen sonderbaren *mixtum compositum* heraus nun schlürfte ich Holzstiche, Kupferstiche, Aquarelle, Lichtdrucke und Federzeichnungen und merkwürdig — beinahe siedendheiß wurde mein Kopf dabei.

Wilde, nackte Australneger mit Nasenringen und schweren Ohrgehängen sah ich wie rasend unter Palmen hüpfen und unweit davon sah ich einen sanftblickenden, hageren Missionär mit dem Kreuzifix in der Hand, wie er solch einem wilden Heiden den Weg zum allein seligmachenden, wahren Glauben wies. Weiter sah ich eine Schar Afrikaner, gefesselt und mit ihren Köpfen in jochartigen Gerüsten steckend, halbtot daherwanken mit unbarmherzigen Aufsehern an der Seite, welche mit Gewehren und Peitschen bewaffnet waren und die armen, bedauernswerten Wesen unter fortwährenden Quälereien in die Sklaverei schleppten. Selbst herzliche Negerkinderlein mußten mithüpfen, gestoßen und geschlagen von den rohen Aufsehern. O, die armen Geschöpfe, wie habe ich sie bedauert! Manche Tränenperle kugelte auf sie hernieder, bevor ich mich von ihnen verabschiedete. — An einer andern Stelle sah ich einen Gottlosen auf dem Sterbebette liegen. Das ganze Zimmer war phantastisch rot erleuchtet, und gewiß mehr als ein Duzend grinsender Teufel

sprangen um das Bett herum, ringelten die Schwänze und zerrten an den Leintüchern, gleichsam als könnten sie es nicht erwarten, bis der Sterbende seinen Geist aushauche und sie ihn in den Höllengrund schleudern dürften. In einer Ecke des Zimmers sah ich einen Engel stehen, wie er mit beiden Händen sein Angesicht verhüllte und weinte. — Ich zitterte und schauderte vor diesem Hölldrama. — Wieder an einem andern Orte sah ich den göttlichen Kinderfreund, wie er im Freien auf einem Steine saß und eine große Schar Buben und Mädchen sich zu ihm drängten. Vorne, hinten, rechts und links, um die Beine, auf dem Schoße und an der Brust, überall wogte und krappelte es von Kindern, und sie alle suchte der liebe Jesus an sich zu ziehen, zu Herzen und zu küssen. Ordentlich eiferjüchtig auf die Kinder wurde ich beim Anblick dieses Bildes. — In der Folge sodann gab es eine Szene aus den Kreuzzügen zu sehen. Friedrich Rothbart in Stahl und Eisen, hoch zu Ross, feuerte seine abendländischen Kampfgenossen an zum heiligen Kampfe gegen die wilden Sarazenen. Ei, wie da die Schwerter und Krumsäbel blühten in der Luft! Mancher treue Ritter sank vom Pferde, aber auch manchem Feind war vorne ein Schwert hinein und hinten wieder herausgerutscht. — Dabei sein hätte ich mögen bei solch einem Spiel und für Gott und seinen Glauben sterben. — — —

In einem Marienkalender hernach sah ich Karl May, wie er in Gefahr stand, von einem Beduinen umarmt zu werden, der an seinen Handgelenken statt Armbänder spitze Messer trug, welche er ihm bei der herzlichen Umarmung in den Rücken stoßen wollte. Doch May, rasch und entschlossen wie immer, schlug mit seiner Faust von unten her gegen das Kinn des Beduinen, so daß dieser sicherlich kopfüber mehrere Purzelbäume machte. — Zum Schluß sah ich auch noch das Ringtheater in Wien brennen und sah, wie Hunderte von Menschen dabei einen schaudervollen Tod fanden.

In solcher und ähnlicher Weise spazierten die Bilder schier endlos wie in einem Panorama an mir vorbei und für ein jedes von ihnen hatte ich seelisches Verständnis. Derart sogar wirkten sie auf mich ein, daß ich für eine

Zeitlang den Geschwistern sowie auch den Eltern ganz unverständlich wurde; denn ich träumte immer nur von fernem Ländern und Zeiten.

Interessante Bilder und Bücher waren in der Regel für mich sonst immer eine verbotene Frucht und darum die Lust und Wonne ob des neuen Fundes.

Bilderbücher, Märchenbücher u. dgl. gab es im Elternhause fast niemals. „Wozu“, hieß es, „brauchen Bauernkinder Spielzeug? Sie sollen schauen, daß sie bald groß und stark werden, damit man sie zur Arbeit verwenden kann.“ Auch Martl, sonst gewiß kein allzukarger Geselle in Bezug auf geistige Bildung, hielt ziemlich viel auf eine strenge Wilbergenjur, indem ja bekanntlich durch das Auge nichts Unreines in die Seele eingehen soll. Nur alle heiligen Zeiten einmal führte er uns ein Bild wohlüberlegt und gut ausgewählt vor, um uns damit seine himmlischen Lehren verständlich zu machen. Den „Kinderfreund“ und ähnliche Sachen kannte ich aus diesem Grunde schon von früher her, aber Beduinen, Sarazenen, Australier, nackte Neger usw. — sipperadibiz, das wäre für uns noch unverständliche Nahrung gewesen!

Jetzt aber mit einemmale hatte mein Wissensdurst eine Unmasse verbotener Früchte vor sich liegen. O, wie ich mich da so überaus glücklich fühlte, daß ich in meinem Uebermute sogar einem Judas die Augen austach und den Geldbeutel wegriß, sowie einigen Teufeln die Schwänze abschneid und andere verbrannte, um zu sehen, ob sie irdisches Feuer verspüren oder nicht, wobei aber leider Gottes nicht nur die Beschwänzten zugrunde gingen, sondern auch eine Anzahl von Buchblättern, welche teils verbrannt, teils braun geröstet wurden.

Während ich aber in solch vandalischer Weise meines Amtes waltete, waren auch meine Schwestern nicht untätig geblieben. Einem Bohrer hatten sie die Spitze abgebrochen, Ahlen hatten sie nach allen Richtungen verbogen sowie Messer und Meißel mit Scharten versehen. Nur eine blutige Scharte im Finger hatte ihrem Treiben hie und da einen kleinen Halt geboten.

Fast regelmäßig, Tag um Tag, trieben wir unser Unwesen in Martls Haus, bis schließlich einmal die Mutter

inmitten rastloser Tätigkeit uns entdeckte und zum Tempel hinausjagte mit den Worten: „Wart's Lump'n, wenn's noch amol die Tür alloan aufmocht's, dann sog i 's dem Bota und donn helf ent Gott!“ —

Dieses Drohen mit dem „Helf ent Gott“ wirkte, wir ließen den Schlüssel in Frieden ruhen auf dem Bogenfensterchen.

Eines Morgens, als wir Kinder die Kühe auf die Felder treiben halfen, hörte ich im Nachbarhause ein Klopfen. „Da Martl is do, da Martl is wieda do!“ rief ich den Schwestern allfogleich zu, und indem wir die Kühe nun Ruhe sein ließen, liefen wir alle mitammen zum Martl. An der Tür zu Martls Stube läuteten wir mit dem Glöcklein und sprachen ein andächtiges „Gelobt sei Jesus Christus“. Doch merkwürdig! — Martl hatte auf unser Läuten sowie auf den so schönen Gruß keine Antwort. Nicht einmal einen einzigen warmen Blick hatte er für uns nach so langer Trennung. Bewegungslos saß Martl auf seinem Stuhl und nur sein knochiger Körper schien zu beben und zu zittern. „Holla“, sagte uns der Kindesinstinkt, „heute steht bei Martl der Barometer auf dem Gefrierpunkt“, und nichts Gutes ahnend machten wir langsam Kehrt. Beim Mittagessen dann zu Hause, als uns die Suppe ohnehin schon etwas versalzen däuchte, versalzte sie uns der Vater noch mehr mit den Worten: „Paßt's auf, Lump'n, noch'n Ess'n gehn ma zum Martl nüba; donn werd'n ma obrechna!“ — Die Mutter blickte uns mitleidig an.

Nach dem Essen machten wir uns auf den Weg. Der Vater ging ernst und gemessen voran, wir Kinder mit einem elenden Mute hinterdrein. Es war uns, als machten wir den letzten Gang zum Galgen. — Kaum waren wir in Martls Stube eingetreten, sagte Martl, sitzend auf einem niedrigen massiven Holzstuhle, mit fast weinerlicher Stimme zum Vater: „Sipperadibiz, die Kinder sind jo g'wöst wie da Guag' (Kuckuck), währenddem i nö do wor“. Und er erzählte von verbacktem Mehle, von ranziger Butter, von verschmierter und verschmorrtter Pfanne, von vor Hitze aufgezogener Tischfarbe, von verhuizten und verdorbeneu Büchern und Heften, von zer-

brochenem Werkzeug, von verdorbenen Kindern und von nutzigen Früchtl'n. Nicht genug damit, Martl stand auch noch auf von seinem Stuhl und stellte ein ganzes Arsenal von corpus delicti zusammen, vor dem Vater, damit sie möchten beleuchten die Größe seines Jammers und die unserer Nichtswürdigkeit. — Es waren sehr ernste Momente. —

Der Vater, anfangs streng gemessen, ging allmählich auf Gewitterschwüle über. Schon zuckte es da und dort, bald in den Augenbrauen, bald um die Mundwinkel und



bald auch in den geballten Fäusten. Nur noch eine kleine Weile, dann

Ein Häuflein winselnder und flehender Geschöpfe lag auf den Knien. Der Vater machte einen raschen Griff nach einem biegsamen Haselnußsteden, und ein elender Tanz begann nun —, zum Ohnmächtigwerden. Schließlich, als der Tanz kein Ende mehr nehmen wollte, schritt doch noch Martl ein und brachte das fürchterliche Drama zum Abschlusse.

Diese Exekution hatte — wie sonst gerade nicht im-

mer — bewirkt, daß wir eine Zeitlang auf das Sitzen auf harter Bank verzichten mußten.

Nachdem wir auf Befehl des Vaters dem Martl Abbitte geleistet hatten, zog ersterer zum Schlusse noch seine Geldtasche hervor und überreichte dem alten Mann als Entschädigung für den zugefügten Schaden einige Silberstücke, welche dieser jedoch erst nach langem Weigern zu nehmen wagte. —

Damit wäre die Angelegenheit wieder in Ordnung gewesen, wenn auch wir kleinen Trostköpfe das Vorgefallene hätten vergessen können. Wir sonderbaren Knirpse aber lebten in dem dummen Wahne, Martl hätte uns schwer beleidigt, indem er unsere Schandaten dem Vater erzählt hatte, und eine tiefe Kluft war deshalb zwischen uns und Martl entstanden. Die Folge davon war, daß wir absolut nicht mehr zu ihm gehen wollten.

Da war es jedoch die liebe, gute Mutter, welche den gähnenden Abgrund überbrückte und als Vermittlerin auftrat zwischen den feindlichen Parteien.

Eines Tages rüstete sie die drei ältesten von uns Kindern aus, als müßten wir bei einem orientalischen Fürsten uns einfinden. Ich bekam auf einem goldumrandeten Porzellanteller eine herrlich duftende, gelbbraun glänzende Nudel, frisch aus dem großen Schmalzkeßel; 's Moidele bekam eine blumenverzierte Schale mit gesottenen Zwetschken; und d' Leni endlich als Spezialität ein paar prächtige Leberwürste, welche die Mutter selber zubereitet hatte, da am Vortage im Hause geschlachtet worden war. Mit all diesen Herrlichkeiten schickte uns die Mutter zu Martl. —

Wie Gänse nun schritten wir nach der Rangordnung eines hinter dem andern nach langer Zeit wieder dem Nachbarhause zu, traten in Martls Stube ein, stellten die Gaben, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch und wollten uns eiligst wieder aus dem Staube machen. Noch ehe wir jedoch zur Tür hinaus waren, hörten wir Martls gebrochene Stimme, welche sagte: „Wart's a bißl, i muaß enk beacht wieda amol Ruß'n geb'n!“ — Ruß'n! Ruß'n! Hatten wir recht gehört? Wie gebannt blieben wir eine

Weile stehen; währenddessen aber lief unser Troß davon und — wir kehrten zurück zu Martl. — — — —
Jetzt begann wieder ein Frühling neuer, froher Lustbarkeiten, und den herzigen Alten im Silberhaar hatten wir nun doppelt lieb und doppelt gerne.



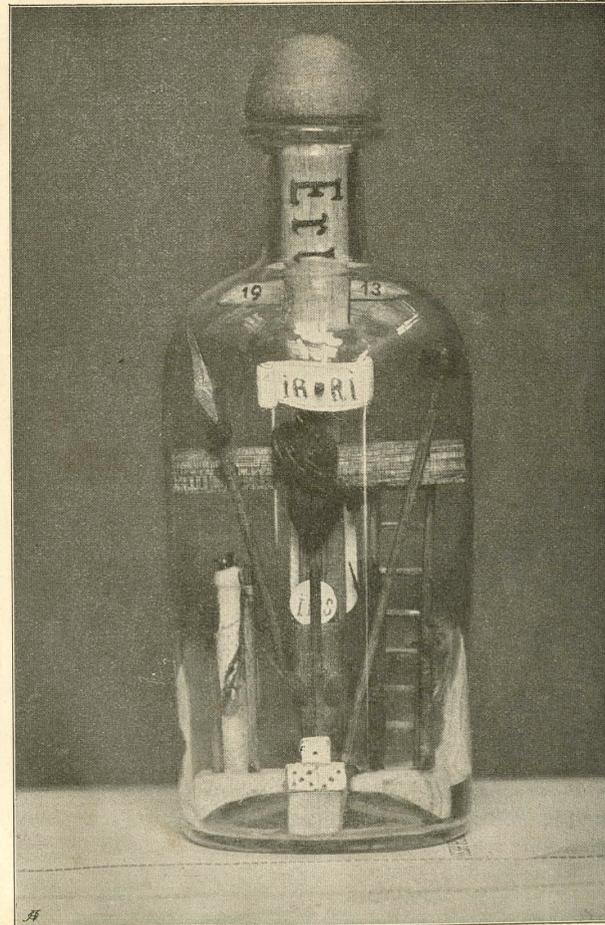
Anhang:

Die Erler Passionsgläser.

Von interessanten Personen und Sachen hört man stets gern plaudern.

Auf diesen Grundsatz mich stützend, will ich hier in diesem Anhang noch mehr aus Martls Leben und insbesondere von seiner kuriosen Schöpfung, den Erler Passionsgläsern erzählen, in der Hoffnung, daß hiedurch der liebe Leser einen deutlichen Eindruck möge gewinnen in das eigenartige Schalten und Walten des mir liegewordenen Alten im Silberhaar.

Der Verfasser.



Ein „Erler Passionsglas“



Auf halber Höhe des Erler-
berges steht ein einsamer
Bauernhof. —

Raum hat man in drei Viertel-
stunden vom schmucken Dorfe Erl aus
die schwierigste Partie des Bergweges
erklommen, so fällt einem gar über-
raschend ein schmuckes, zum größten
Teil aus Holz gezimmertes Haus in
die Augen, welches inmitten grüner
Wiesen und Felder gelegen, wie auf
stolzer Terrasse thronend, anmutig
hinausschaut ins weite, von seltsamen
Bergen umgrenzte Inntal.

Es ist die Geburtsstätte Martin
Trockenbachers.

Im Jahre 1836 hatte Martl dahier das Licht der Welt
erblickt und selbstbewußt mag er wohl gleich am ersten
Tage schon der Welt es in die Ohren geschrien haben, daß
er ist der Sprosse eines alten Bauerngeschlechtes, welches
seit gut 5 Jahrhunderten schon, vom ersten Gründer an,
sich hatte weiterverpflanzt auf dem schönen Hofe, wes-
halb dieser mit Recht heute noch trägt den Namen „Trok-
fenbacherhof“.

Doch nicht nur der Name des Hauses allein erinnert
uns an eine ehrwürdig-lange Kette von Trockenbacher-
Ahnen, sondern auch der wilde Bach, welcher unweit da-
von aus einem nur zur Sommerszeit von Kelpfern be-
lebten Hochtale kommt, und weiter dann zwischen engen,
wildromantischen Schluchten sich hinunterstürzt ins breite
Inntal. Der Trockenbach, wie dieser Bach seinen Namen
trägt, durchzieht die ganze Gemeinde Erl, vom hintersten

Hochtale angefangen bis hinaus zur Stelle, wo er sich seinem großen Vater, dem Inn, in die Arme wirft, und überall, wohin er seine Wünsche und Willen schlägt, ruft das stämmige Geschlecht der „Trockenbacher“ er uns in Erinnerung. — — —

Martl war nicht das einzige Kind seiner Eltern. Sechs seiner Geschwister zählte er noch zu Gespielen seiner Jugendzeit und die ganze Schar wuchs heran unter den wachsamem Augen ihrer frommen Eltern in Gottesfurcht und Frömmigkeit. Frühzeitig mußten die Kleinen schon beten und gehorchen lernen und indem das Beten und Arbeiten gleichsam die Fundamente des Trockenbacherhaufes bildeten, so wurden die Kleinen nicht minder frühzeitig auch schon zur Arbeit angehalten.

Martl besaß von frühester Jugend an schon eine etwas schwächliche Natur, und da er überdies noch mit einem Leibschaden behaftet war, so kam ihm die gröbere Bauernarbeit überaus schwer an. In dieser Not jedoch kam ihm sein Instinkt vortrefflich zustatten. Ueberall, wo er etwas ihm Fremdartiges, etwas Neues gewahr wurde, hatte er offene Augen und suchte mit Forschen und Fragen der Sache auf den Grund zu kommen, um zu Hause dann ebenfalls sie erproben und anwenden zu können.

Auf diese Weise wurde Martl gar bald der Universal Künstler des Hauses. Wo es etwas anzufertigen, zu reparieren und auszubessern gab, da war Martl zur Stelle, und gar gerne sah man ihm somit die härtere Bauernarbeit nach; betrachtete man ihn doch als ein etwas höheres Wesen, das mehr versteht, als gewöhnliche Menschenfinder.

Damit hatte Martl im elterlichen Hause ein leichteres Los sich geschaffen und sah trotzdem als Universalmechaniker sich geachtet und geehrt.

Ein paar Beispiele seien hier kurz erwähnt, um zu zeigen, wie Martl jedwede Gelegenheit beim Schopfe faßte, um sein Wissen zu bereichern und wie er dieses dann schließlich zu Hause praktisch anwendete.

Einnmal reiste Martl ins Zillertal zu seiner Schwester Anna, wo diese bei einem geistlichen Herrn als Köchin weilte. Da kam er eines Tages an einer einsamklappern-

den Mühle vorbei, welche ihn ungemein interessierte, indem er daheim an den Fluten des Trockenbaches ja auch eine kleine Hausmühle zu besorgen hatte. Da die Mühle jedoch versperrt war, so ging Martl einigemal um dieselbe herum, bis er schließlich ein Loch ausfindig machte, woselbst er hineinschlüpfen konnte. Nicht lange benötigte er, bis er für sich einen hübschen Nutzen herausgefunden hatte. Daheim in seiner Hausmühle mußte er immer in der Nähe sein, um nicht zu übersehen, wenn das aufgeschüttete Getreide fertig gemahlen sei, damit der Mühlengang nicht leer weiterlaufe. Nun aber fand er heraus, wie die Mühle, nachdem das Getreide heruntergemahlen, sich selber vermöge abzustellen und so das langwierige Warten eines Müllers überflüssig mache. Schnell brachte Martl diese neue Entdeckung bei seiner eigenen Hausmühle zur Anwendung und ruhig, währenddem die Mühle arbeitete, konnte er von nun an mittlerweile nach Hause gehen, um zu essen, oder konnte auch sein Mittagschläfchen halten.

Ein andermal sah Martl vor einem Wirtshause einen schweren Wagen stehen, auf dem große Weinfässer lagen. Von einem dieser Fässer führte ein Schlauch hinunter in den Keller und gar bald hatte Martl auch hier wiederum den Kniff herausgefunden, wieso vermittelt eines Hebbers das rote Raß vom Fasse auf der Straße vermochte emporzusteigen, um hernach hinunterzuzießen in die Fässer, welche im Wirtshauskeller sich befanden. Martl zog aus dieser Entdeckung wiederum seinen praktischen Nutzen. Beruhend auf dem gleichen Prinzipie, versah er den Trockenbacherhof mit einer neuen Wasserleitung, wobei das Wasser zuerst aufwärts fließen mußte, ehe er es zum Hause zu gelangen vermochte.

Ein „pfliffiger Kopf“ also war Martl, wie man sich gerne auszudrücken pflegte, und immer weiter in die Runde der Nachbarschaft drang sein erfinderisches Genie und bald dort bald da suchte man in klüglichen¹⁾ Angelegenheiten seine Mithilfe in Anspruch zu nehmen. Kein Wunder wäre es fürwahr gewesen, wenn eine solche Ueber-

¹⁾ schwierigen.

legenheit über andere Menschen den „Mechanica“ stolz, hochfahrend und selbstüberhebend gemacht hätte; doch bei Martl war dies keineswegs der Fall. Einfach und bescheiden blieb er bei all seinen Künsten und in seiner überaus tiefgehenden Frömmigkeit gab er immer und jederzeit Gott und nicht sich selbst die Ehre.

Eigentümlich in seiner schlichten Einfachheit war der Umstand, daß er seine Erfahrungen und Entdeckungen nicht an die große Glocke zu hängen pflegte, sondern still und schweigsam sie bei sich behielt und damit seinen geheimnisvollen Nimbus, womit als Alleskünstler er sich umgab, immer mehr und mehr vergrößerte.

Ein schwacher Schatten von Martls eigentlichem Bild würde sich uns nur bieten, wollten wir unseren Künstler nur als schlauen und pfliffigen Weltmenschen betrachten, ohne dabei seine tiefinnerliche Religion in Betracht zu ziehen.

Ja, in Martls Religion steckt erst der echte, wahre Martl, wie im Feuer die Hitze, und ohne Religion müßte ich mir Martl vorstellen wie eine Glocke ohne Schwengel, welche tonlos würde baumeln am hohen Turme.

Als Bub, als Jüngling und junger Mann schon, währenddem sonst andere Menschenkinder in eitel Lust und Freude schwelgen, war Martl eine der frömmsten und tiefgläubigsten Naturen in der Gemeinde. Frühmorgens kniete er sich nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten und betete oft durch eine halbe Stunde hindurch sein Morgen Gebet. Vor und nach dem Essen, sowie beim Gebetläuten verrichtete er stets gar andächtig auch seine Gebete und selbst wenn Versuchungen seiner unschuldigen Seele sich naheschlichen, zog er nicht ungerne sein Käpplein vom Haupte und betete einige Stoßseufzer. Zornig und aufbrausend konnte man ihn fast nie sehen. Geduldig, sanftmütig und ergeben in den Willen Gottes verrichtete er seine Arbeiten und wenn ein Leiden, eine Krankheit ihn plagte, so kam ganz sicherlich kein Klagelaut von seinen Lippen; im Gegenteil, er freute sich sogar, daß er für seine Fehler konnte Buße tun.

Streng ganz besonders war Martl in Bezug auf die Sittenreinheit. Witz, Spiele und Scherze mit jungen Weibsbildern waren ihm schon als Jüngling zuwider, und nie und nimmer hätte ein Gedanke oder eine Begierde in Bezug auf eine unehrbare Handlung bei ihm sich einschleichen können. Martl hatte zwar Kinder stets recht gerne, ja, er war sogar ein übergroßer Kinderfreund, trotzdem aber wäre es ihm als ein großes Verbrechen erschienen, hätte ihn Gottes Fügung in die Lage versetzt, selbst Vater werden zu müssen. Darum, um für alle Fälle vor den Nachstellungen des Teufels sicher zu sein, hatte Martl in frühen Jahren schon ewige Jungfräulichkeit geschworen und mit Stolz zählte er sich dem in der Gemeinde bestehenden Jünglingsbunde zu.

Wie gesagt, Martl war die Geduld und Sanftmut selber und nur recht ungemütlich konnte diese Sanftmut zuweilen werden, wenn in ihrer Gegenwart unlautere Reden geführt wurden. Da fing Martl an, hitzig zu werden und nach Rache zu dürsten für die Beleidigungen, die man seinem Herrgott zusügte.

Ein heiteres Stückchen muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen.

Da nahmen einmal einige Fuhrknechte vor dem Trostebacherhose ihre Pause zu sich und tranken Branntwein dazu. Indem der Branntwein aber bekanntlich die Nerven und die Zunge anregt, so wurde die Unterhaltung der Fuhrknechte immer lauter und gemüthlicher und ging schließlich sogar auf Sachen über, welche absolut nicht nach Martls Geschmack waren. Martl befand sich in der Stube und hörte den lauten Diskurs. Immer finsterner wurde sein Blick und nachdem er unruhig einige Zeit in der Stube schon auf und ab gegangen war, trugen ihn seine Füße plötzlich in die Küche hinaus, woselbst in stinker Hast er den gefüllten Spüleimer erfaßte, damit vor das Haus hinausging und dessen ganzen schmutzigen Inhalt den Fuhrknechten über die Köpfe goß mit den Worten: „So, Ihr Sauertele Ihr, da habt Ihr eine Schweinsuppe, damit Ihr Euch Eure ungewaschenen Mäuler auswaschen könnt!“

Freilich, daraufhin hatte Martl Reißaus nehmen

müssen, damit vor Pest, Hunger und Krieg er verschont blieb. — — —

Sehr lästig und zuwider war dem Martl auch das Schelten. Lieber hätte er sich in die eigene Zunge hinein gebissen, als daß ein einziges Scheltwort er hätte ent schlüpfen lassen. Kam es zuweilen vor, daß ihn etwas in Aufregung brachte, so rückte Martl ganz einfach mit seinem Leibsprüchlein „Sipperadibiz“ heraus und die Sache lag wieder in Ordnung. Einige Witzbolde bezeichneten den Martl dafür nicht ungern spöttisch als „Sipperadibiz-Engel“.

Hohn und Spott von Seite der bösen Welt mußte Martl für seine Frömmigkeit gar oft in Kauf nehmen, doch hinderte ihn dies nicht im geringsten, tapfer vorwärtszuschreiten auf der steilen Himmelsleiter. Ja, so viel ich Martl kenne, hegte dieser sogar den innigsten Wunsch, es möchte, wie zu Neros Zeiten, wieder einmal eine Christenverfolgung ausbrechen, damit er für Jesus und seinen Glauben auf der Folterbank sterben könnte.

An drei Orten weilte Martl mit seinem Geiste viel mehr als auf dieser Welt, nämlich: im Himmel, in der Hölle und im Fegfeuer. Im Himmel sah und hörte er die Engel und Heiligen tanzen und musizieren und da wäre er gar gerne dabei gewesen, obschon er auf Erden den Tanzboden mied wie einen Schlängenkäfig; in der Hölle sah er die Verdammten sich krümmen und winden und hörte sie schreien vor namenlosen Qualen; und endlich im Fegfeuer hörte er die armen Seelen um Hilfe flehen, damit sie doch endlich von den heißen, brennenden Flammen befreit würden.

Unter solchen Umständen weilte Martl mit seiner ganzen Wesenheit wohl mehr in der anderen Welt als hier auf Erden und wäre keine Kirche dahier gewesen, ich glaube, Martl wäre frühzeitig gestorben vor Heimweh nach dem, was über den Sternen ist.

Die Kirche war Martls liebster Ort auf Erden. Dort kniete er selbst mitten im Winter oft stundenlang, zitternd und zähneklappernd vor Frost. Niemals war ihm der rauhe Bergweg dorthin zu beschwerlich, war ihm das Wetter zu stürmisch. Nicht nur an Sonn- und Feiertagen, wie es für

jeden Christenmenschen geboten, ging Martl zur Kirche, sondern sogar auch an Werktagen, so oft es ihm nur möglich war. Nicht ungern, wenn Leute über diese seine strenge Gewohnheit mit ihm redeten, erzählte er sodann vom Bauer Isidor, der auch an Werktagen gern in die Kirche zu gehen pflegte und für den einmal, währenddem er in der Kirche weilte, daheim die Engel seinen Acker pflügten.

Martl sagte, so wie es dem Isidor ergangen, schein es auch ihm zu gehen. Je öfter er an Werktagen zur heiligen Messe gehe, desto ergiebiger sei sodann immer die Arbeit, welche er zu Hause leiste.

Fast alle acht Tage ging Martl zu den hl. Sakramenten und gar erbaulich war es anzusehen, wie demüthig und zerknirscht er jedesmal aufstand von der Kommunionbank und wie er mit gesenktem Haupte und mit gefalteten Händen wieder zurückging auf seinen Platz. — Freilich bösen Leuten war auch diese Haltung oft ein Dorn im Auge und sie bezeichneten ihn darob nicht selten als einen „Betbruder“ und „alten Engel“.

Martl war in allem und jedem ein Mann nach dem Wunsche und Herzen Gottes und als ein hellfunkelnder Stern der Frömmigkeit leuchtete er der ganzen Gemeinde voran zu ewigem Glück und Wohlergehen.

Das war Martls Religion. —

Innig verwachsen mit der Religion war die ganze Lebensführung unseres seltsamen Helben. — — —

Obschon in gar schöner Harmonie und Eintracht Martl im altherwürdigen Trodenbacherhause seine Jugend- und ersten Mannesjahre verlebte und obschon er dort neben seinem Bruder Wolfgang, welcher Besitzer des schönen Hofes war, schalten und walten konnte so ganz und gar nach Belieben, gleichsam als wäre er selber der Inhaber des Hofes gewesen, der Gebieter über all' die Dienstboten, so kam dennoch eine Zeit über Martl, da es ihm zu eng wurde im elterlichen Heim, da es ihn hinaus drängte, um zu wirken und zu streben in einem weiteren Kreise.

Was mochte Martl hiezu etwa wohl bewogen haben?

In der Hauptsache waren es wiederum religiöse Beweggründe, welche ihm Veranlassung gaben zu diesem Schritte.

Gleich wie Jesus im stillen Nazareth bis in sein dreißigstes Lebensjahr im engen Familienkreise arbeitete und betete, seinen Eltern untertänig war und in aller Stille und Ruhe sich vorbereitete auf das große Erlösungswerk und dann erst öffentlich auftrat, um seine hohe Mission zu erfüllen, — so gedachte es auch Martl zu machen.

Genau dreißig Jahre, nach Jesu Muster und Beispiel, hatte Martl bereits in stiller Ruhe und Zurückgezogenheit gelebt im elterlichen Hause. Da sagte er eines schönen Tages zu seinem Bruder Wolfgang: „Du mein lieber Bruder, — jetzt ist es Zeit! Bei dir habe ich es immer gut gehabt; doch leider — mit dem Schlaraffenleben kann man sich den Himmel nicht verdienen. Ich bin jetzt dreißig Jahre alt und da will ich mir einen anderen Platz suchen, wo ich hart arbeiten muß, wie andere Menschen, und wo ich mit Gottes Hilfe vielleicht auch Mitmenschen, welche auf abschüssiger Bahn sich befinden, kann in den Himmel hineinhelpen.“

Lieber Bruder, habe mir nichts für ungut! Ich bin lange genug daheim gewesen. Nun will ich auch die böse Welt mit ihren Gefahren kennen lernen und will streiten wie ein tapferer Soldat für meinen Gott und Herrn; denn — sipperadibix — das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“

Gar ungen hörte Martls Bruder diese Worte; denn wo in aller Welt sollte er fürderhin einen Menschen aufreiben, der, gleichwie Martl, für 30 Gulden Jaherlohn ihm würde das große Gut bewirtschaften und bebauen helfen und der, mit ähnlichem Kunstverständnis wie Martl, in Zukunft nützliche Einrichtungen und Verbesserungen würde schaffen in Haus und Hof.

Zwar suchte Wolfgang in aller Güte und Freundlichkeit seinen Bruder zum Bleiben zu bewegen, doch Martl hatte, wenn es sich um seine Seele handelte, einen heißen Nacken. In kurzer Zeit packte er seine wenigen Habseligkeiten in einen alten Kasten zusammen und wanderte damit dem mitten im Dorfe gelegenen Wirtshause zu, um dortselbst als Knecht sein Lebensbrot sich zu verdienen.

Mit einemmale war Martl in eine ganz andere Welt versetzt. — — —

Daheim im elterlichen Hause, auf der Höhe des Berges, herrschte stets ein ruhiges, patriarchalisches Leben und jetzt auf einmal stand Martl mitten im Getümmel eines unruhigen Wirtshauslebens. Daheim im elterlichen Hause wurde stets eine jede Handlung, ein jedes Wort abgemogen in Bezug auf den religiösen Wert und jetzt auf einmal sah Martl Handlungen begehen und Worte hin- und herfliegen, welche ihm alles Blut oft in den Kopf trieben. Daheim im elterlichen Hause ging bei jedweder Gelegenheit alles, was nur ein bißchen loskommen konnte, in die Kirche, und jetzt, obschon das Wirtshaus fast unmittelbar neben der Kirche stand, sah Martl mit blutendem Herzen, wie gleichgültige Männer und ausgelassene Burschen während des Gottesdienstes oft zechten und ungebührlichen Spott trieben.

Das war dem guten Weltverbesserer zu viel.

Anfangs suchte Martl mit siedendem Kopfe und geballten Fäusten das Wirtshaus von allem Unkraut zu reinigen; bald jedoch mußte er zu seinem unermesslichen Leidwesen einsehen lernen, daß man selbst mit einem heißen Kopfe nicht auf einmal durch eine Wand rennen könne, und nun trachtete er, seine Hitze ein bißchen zu mäßigen und nicht mehr als Welt-eroberer mit Feuer und Schwert, sondern als geduldiger Missionär die verirrtten Schäflein in den Himmel zu treiben.

Es war fürwahr ein mühevolleres Werk! Wohl die ersten grauen Haare mag Martl als Knecht und Missionär im Dorfwirtshause auf seinem Haupte großgezogen haben.

Zwei Jahre weilte Martl als Knecht im Dorfwirtshause und eine bitterböse Zeit war das für ihn. Bitter war sie, indem er tagtäglich sehen mußte, wie so viele Leute um ihre kostbare Seele sich keinen „Pifferling“ kümmerten und dahinlebten, als gäbe es gar keine Ewigkeit; böse aber war sie, weil mit der Wirtschaft eine große Oekonomie verbunden war und Martl als Knecht alle Beschwerden und Mühseligkeiten seines Standes auf sich nahm, ohne daß er irgendwie hätte merken lassen, daß die Bauernarbeit ihn so überaus schwer ankam. Einen mächtigen Drang fühlte Martl in sich, sein Kunstgenie zu betätigen; indem ihn der Wirt jedoch als Knecht und nicht als Künstler aufgenommen hatte, so mußte Martl notgedrungen seine Sehnsucht nach künstlerischer Betätigung

unterdrücken und dafür arbeiten auf Feld und Hof, bis er vor Müdigkeit dem Umfallen oft nahe war.

Leberdachte Martl hie und da die harte Lage seines Zustandes und dachte er zuweilen auch nach, wie er aus eigener Schuld sein Heimatshaus, wo er es viel besser hätte haben können, verlassen hat, und wie er sich als geschundener Knecht hatte einstellen lassen in einem mit Arbeit überladenen Hause, da hätte ihn gar leicht Mutlosigkeit und Verzagtheit überkommen können. Doch nein, nichts von alledem war der Fall. In solchen Stunden dachte Martl gern an den geduldigen Job und mit ihm pflegte er dann zu sagen: „Der Herr hat es gegeben; der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit.“

Oft auch sagte Martl, wie um sich selber zu trösten: „Sipperadibiz, nur nicht verzagt zu werden! Es dauert ja nur eine kleine Weile auf dieser bußlügen Welt, dann kommt die lange, lange Ewigkeit.“

Die Zeiten wurden immer schlimmer und das Wirtshausleben wurde immer toller. — — —

Martl hatte sich anfangs zwar fest vorgenommen, aus dem Wirtshause eine Art Gotteshaus zu machen, in welchem nur mehr fromme und gläubige Zecher aus- und eingehen sollten; als er jedoch sah, wie er mit seinem besten Missions-eifer und seiner glühendsten Gottesliebe aus den räudigen Böcken keine sittsamen Schäflein umzuwandeln vermochte, da begann er langsam, langsam zu zweifeln, ob auch wirklich alle Menschen zur ewigen Seligkeit bestimmt seien, und immer mehr drängte sich ihm die Gewißheit auf, daß es das beste sei, man schaue, daß man dabei nicht selber zu Grunde gehe.

„Wer immer Pech angreift, wird schließlich selbst besudelt“, dachte sich Martl, nachdem er sich zwei Jahre lang nutzlos mit Befehrsversuchen abgemüht hatte, und damit beschloß er, die so überaus dornenvolle Befehrsmission im Wirtshause aufzugeben und sich um einen leichteren Posten umzusehen.

Gedacht — getan.

Martl packte eines schönen Tages wiederum seine sieben Zweifeln¹⁾ zusammen, kehrte dem verderbenbringenden Wirtshaus-

¹⁾ wenigen Habseligkeiten.

hause den Rücken und stand in Diensten ein als Knecht bei meinem Großvater.

Nun war der gute, fromme Mann wieder mehr in seinem Element. — — —

Des Großvaters Anwesen war nur etwa fünf Minuten vom Trockenbacherhofe entfernt und indem auch bei meinem Großvater, ähnlich wie im Trockenbacherhause, ein trautes, patriarchalisches Familienleben herrschte, so fühlte sich Martl auf seinem neuen Posten bald glücklich und zufrieden.

Friede und Eintracht, gepaart mit Gottesfurcht und Frömmigkeit, waren dem Martl stets gar liebe Hausgenossen; doch das liebste von allem auf dem neuen Posten war ihm, daß er nun wenigstens nicht mehr tagtäglich mitanzusehen und mitanzuhören brauchte, wie man seinen lieben Herrgott schwer kränkte und beleidigte.

Vier Jahre weilte Martl als fleißiger, frommer und getreuer Knecht in Diensten meines Großvaters und bei weitem nicht mehr so oft wie im Dorfwirtshause geriet in meinem Vaterhause sein Kopf ins Sieden. Nur ab und zu, wenn ein Knecht oder eine Magd oder auch beide mitkommen auf das allsehende Aug' Gottes vergaßen, geriet Martl in Hitze und dies dann zuweilen sogar in solchem Maße, daß dabei ein Gewitter sich zusammensetzte, wobei es anfing zu blißen und zu donnern.

Als Knecht lebte Martl stets äußerst bescheiden und genügsam. — Bei meinem Ahnl diente er um den Jahreslohn von nur 60 Gulden und selbst von diesem Gelde brauchte er kaum den zehnten Teil für seine wenigen weltlichen Bedürfnisse, als da waren: Mehl, Salz und Schmalz, Kaffee und Zucker, Tabak sowie Kleinigkeiten, um Kindern damit eine Freude zu machen. Freilich, es waren noch andere Verhältnisse, mit denen die Dienstboten zur selbigen Zeit zu rechnen hatten. Für ihren Magen sorgte ein großer Tisch und eine gute Küche beim Bauern selbst; die Kleider fertigten ihnen die auf die Stör kommenden Handwerker auch im Hause selbst an und in Gasthäusern, auf Tanzböden und Unterhaltungen hatten sie damals noch sehr wenig verloren.

Jetzt in unserer Zeit ginge das freilich nicht mehr und selbst das allgewöhnlichste Knechtlein wäre ein fürchterlicher Sonderling, wollte es sparen wie in früheren Zeiten. Ja, die

alten Zeiten, sie sind vorbei, und wohl froh ist Martl, daß er noch früh genug sich aus dem Staube machen konnte hinüber ins bessere Jenseits, wo man nichts weiß vom Luxus der modernen Zeit! — — —

Wie gesagt, Martl war ungewöhnlich sparsam und genügsam in seinen weltlichen Bedürfnissen. Indem aber bekanntlich ein jeder Mensch seine besonderen Schwächen und Leidenschaften hat, so hatte auch Martl eine spezielle Eigenart, die darin bestand, daß er ebenso ungewöhnlich freigebig war in Bezug auf seine himmlischen Bedürfnisse, als er ungewöhnlich sparsam war in Hinsicht seiner weltlichen Bedürfnisse. Ja, für die unsterbliche Seele war dem Martl kein Opfer zu groß. Bald ließ er eine Messe lesen, bald machte er eine Wallfahrt zu irgend einer gnadenreichen Himmelsmutter, bald sandte er eine größere Summe den katholischen Missionen in den Heidenländern und bald auch ließ er klingende Silberstücklein in irgend einen Opferstock rutschen.

Ein ganzes Vermögen beinahe hatte Martl auf diese Weise nach und nach geopfert, um dafür möglichst hoch im Himmelreich wohnen zu können.

Nachdem Martl seit dem Verlassen seines Vaterhauses sechs Jahre hindurch als Bauernknecht sein Lebensbrot sich verdient hatte, erfaßte ein anderer Plan sein zukünftiges Streben.

Ehedem, als Martl die Welt mit ihren trügerischen Gefahren noch zu wenig kannte, als er sorgen- und kummerlos noch im Elternhause weilte, da war er nur von einem einzigen Gedanken beseelt, nämlich — Seelen zu retten für den Himmel. Jetzt aber, da er eingesehen hatte gelernt, daß die meisten Menschen hochbeinige Wesen sind, die absolut in bequemer Weise auf der breiten, mit Lust und Freude gespickten Höllenstraße dahinschlendern wollen, anstatt den schmalen, dornenvollen Himmelspfad emporzukletteren, da erfaßte ihn eine gelinde Mitleidigkeit, welche ihn gar bald für einen anderen Entschluß reif machte.

Was nützt es dem Menschen, dachte sich Martl, wenn er die ganze Welt gewinnt, wenn er aber an seiner eigenen Seele Schaden leidet? Besser ist es, man lasse die eigensinnigen und unverbesserlichen Menschen hinrennen, wohin sie wollen, und schaue dafür nur auf sich selber, damit man nicht auch nach

und nach in den wilden Strudel hineingerissen werde. Unter solcherlei Erwägungen beschloß Martl seinen Missionsberuf aufzugeben, sich zurückzuziehen von der öffentlichen Wirksamkeit und sich einzurichten für ein — stilles Klausnerleben.

In einem stillen Klausnerleben erblickte Martl fortan sein Heil, seine Rettung und Seligmachung.

Wohl selten oder nie geriet Martl mit der Heiligen Schrift in Widerspruch. Nur eine Stelle, und zwar die, worin Gott zu Beginn der Welten sprach: „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben“ zwang ihn zu einem energischen Kopfschütteln und ungläubigen Grübeln.

Von einer Gehilfin, wie sie Gott dem ersten Menschen anbequemte, wollte Martl einmal durchaus nichts wissen. So eine Gehilfin, welche man Tag und Nacht um sich haben müßte, dachte er sich, wäre doch nur eine Gehilfin der Sünde und des Lasters und zehnmal lieber koche er sich das Essen und sticke er sich die zerrissenen Hosen selber, als daß er mit einer Sündengehilfin in den Abgrund stürze. Aber auch, daß es für den Menschen nicht gut sei, daß er allein sei, wie Gott sagte, war Martl nicht recht einverstanden. Man brauche ja nur die ehrwürdigen frommen Einsiedler sowie die frommen Mönche in ihren Zellen zu betrachten; fast alle sind heilig geworden. Gibt es wohl ein besseres Mittel als Einsamkeit und Abgeschiedenheit, um seinem Herrgott so ganz und gar mit Leib und Seele dienen zu können? Im Strudel des Weltlebens, ei, da wird der Sinn des Menschen immer abgelenkt von der himmlischen Richtung; in der Einsamkeit aber, da habe man Zeit und Muße in Hülle und Fülle, um ungestört wirken zu können für das Seelenheil.

Als Knecht bei meinem Großvater hatte es sich Martl in den Kopf gesetzt, frommer Einsiedler zu werden, und die Umstände hiezu, diesen Entschluß auszuführen, waren ihm günstig.

Gut ein paar Kagenprünge hinter meinem Geburtshause, welches damals mein Großvater mit seiner Familie und seinen Diensthoten bewohnte, stand ein anderes Haus, das „Draxl-Zuhause“ genannt. Das Draxl-Anwesen hatte mein Großvater, weil es so gut zu seinem Besitzum paßte, angekauft, und weil nun der bisherige Besitzer mit seinem Gefinde abzog, wäre das Draxl-Haus völlig leer gestanden, hätte nicht zum Glück ein

Korbmacher aus der Fremde, den mein Ahnl gut leiden mochte, in demselben sich eingenistet. Nachdem dieser Korbmacher durch mehrere Jahre hindurch bereits im Darl-Zuhause sein ehrsameres Handwerk ausgeübt hatte, war er eines schönen Tages mit Haut und Haar spurlos verschwunden. Kein Mensch kümmerte sich lange darum; 's war ja nur ein Mensch aus der Fremde.

Damals weilte Martl gerade vier Jahre als Knecht bei meinem Großvater.

Indem Martl als schnell erfasser der Univerfalkünstler dem Korbmacher des früheren schon das vielfach verschlungene Handwerk fleißig abgedudt hatte, so wurde bei dessen Verschwinden nun alsogleich der Wunsch in ihm rege, an seiner Statt das Korbflechterhandwerk weiterzuführen; könnte er damit doch zugleich auch den bereits so lebhaft gewordenen Wunsch verwirklichen, als einsam-stiller Klausner im leer dastehenden Draxl-Zuhause zu leben. Unverzüglich brachte Martl diese seine Herzensangelegenheit bei meinem Großvater zur Sprache und obgleich dieser den so frommen und kunstfertigen Mechaniker als Knecht ungern aus dem Hause ziehen ließ, so gab er doch dem ungestümen Drängen schließlich nach, mit dem Vorbehalt jedoch, daß Martl, indem er zins- und steuerfrei das ganze Zuhause benützen und bewohnen könne, ihm dafür die Mäuse und Schäre auf den Feldern wegfangen müsse und auch sonst, wenn es im Hause etwas anzufertigen, zu reparieren und auszubessern gab, er ihm mit seinen Künften behilflich sein müsse.

Martl war mit diesen Vorschlägen gern einverstanden und damit begann ein wichtiger, großer Abschnitt seines Lebens — sein Klausnerleben.

Gar Vieles ließe sich von diesem seinem seltsamen Klausnerleben erzählen, indem jedoch der Platz hiezu mangelt, verweise ich zur Charakteristik kurz auf den ersten Teil dieser Schrift, betitelt: „Martl der Seelenhirte“.

Als mein Ahnl nämlich starb, erbte sich das gleiche Verhältnis weiter auf meinen Vater und indem auch dieser den frommen Gottesmann und Alleskünstler recht gut leiden mochte, so entspann sich das intime, innig-traute Verhältnis zwischen Martl und uns Kindern, wie ich es im ersten Teil dieses Büchleins geschildert habe.

Mit Leib und Seele ergeben, von seiner frühesten Jugend angefangen bis zu seinem Grabe, war Martl dem heimischen Passionstheater. Wohl kein einziger Mann aus der ganzen Erler Vergangenheit hat sich, was Spiel, Regie und Bühnentechnik anbelangt, mit solcher Aufopferung und Hingebung der Bühne geweiht, wie Martl es getan. Im Theater fühlte er sich wie zu Hause und keine Gelegenheit ließ er sich entgehen, um bei Neueinrichtungen und Aufführungen in regstem Maße sich zu beteiligen. Einmal kam ihm darin sein geradezu staunenswertes Kunstverständnis vortrefflich zustatten und dann auch war sich Martl wohl bewußt, daß ein würdig und stimmungsvoll gegebenes Theaterstück auf das Gemüt des Publikums mächtiger und anhaltender einzuwirken vermöge als selbst eine noch so schneidige Missionspredigt. Ja Martls ganzes Streben, Fühlen und Denken ging in volstem Maße dahin, auf der Bühne ein Missionär zu sein, der nicht nur in Worten, sondern auch in Handlungen, den Leuten zeigt, wie immer und überall Gottes Wege und Schicksale auf das Menschenleben einwirken.

Erl ist ein uraltes Theaterdörfchen. Im sechzehnten Jahrhundert bereits, wie urkundlich festgestellt, wurde dahier die Passion gegeben und nur die Tiroler Freiheitskämpfe vor hundert Jahren waren es, welche eine arge Verwüstung hineinbrachten in das spiellustige Bökklein und Dörflein an der Grenze. Damals brannte das Dorf mit samt dem Theater und seiner Einrichtung bis auf den nackten Boden nieder. Harte Zeiten kamen in der Folge über die dem Theater so sehr ergebenen Erler und nur mit großer Anstrengung und Ausdauer vermochten die zähen Erler ihr altherwürdiges Theater wieder zum Fortbestand und zur Blüte zu bringen.

Hell wie Sterne am dunklen Himmel leuchten uns aus dieser Renovations- und Wiederbelebungszeit Männer entgegen, die um das Erler Theater sich verdient gemacht haben. Einer der hervorragendsten unter diesen Männern aber war neben einem Gschwendner, einem Angerer, einem Mählbacher und einem Rainer wohl sicherlich auch Martin Trockenbacher — unser Martl.¹⁾

¹⁾ Näheres siehe im Kapitel: „Geschichte des Erler Passionsspiels“ des vom Verfasser herausgegebenen Büchleins „Die großen Passionstage in Erl“, offizieller Führer 1912.

Nachdem man so manches Jahr seit dem großen Brande in Scheunen und Dachräumen Theater gespielt hatte, wurde im Jahre 1858 endlich an die Erbauung eines neuen Spielhauses geschritten, welches 600 Zuschauern Platz gewährte. Martl war damals erst 22 Jahre alt, trotzdem aber war er schon in hervorragender Weise am Baue beschäftigt. Wo es irgend einen kunstfönnigen Mechanismus anzubringen galt, da nahm man seine schlaue Hilfe in Anspruch, und wo es irgend eine harte Nuß zu knacken gab, da ließ man ihm den Vortritt. Freilich zur damaligen Zeit stellte man an die bühnentechnischen Einrichtungen bei weitem nicht so hohe Anforderungen wie zur Jetztzeit, doch deßungeachtet muß man Martls Geschick und Fertigkeit bewundern, wenn man bedenkt, daß er als ungeschulter Bauernbursche in so jungen Jahren schon ein Theater mit all' seinen mechanischen Künsten und Schlaubeiten einrichtete.

In solch vorzüglicher Weise beteiligte sich Martl im Jahre 1858 schon am Theaterbau, daß er fortan von der einheimischen Bevölkerung als „Theater-Mechaniker“ bezeichnet wurde. Diesen Titel hatte sich der schlaue Mann aber auch mit Fug und Recht verdient. Er war zwar nicht Theatermaler, nicht Musiker und Sänger und auch nicht Theaterdichter; aber wo es eine schwierige, große Rolle zu übernehmen gab, wo etwas locker wurde, wo ein Vorhang nicht auf- und niederging, wo eine Versenkung oder Hebung nicht funktionierte, da war er schnell zur Stelle, und wo Martl zur Stelle war, da ging es in flinkem Tempo vorwärts.

Im folgenden Jahre nach der Erbauung im Jahre 1859 wurde im neuen Spielhause zwischen Erl und Mühlgraben die Passion gegeben. Zum erstenmal übernahm dabei Martl die große und schwierige Pilatusrolle und mit geradezu meistervollem Geschick brachte er sie zur vollen Entfaltung. Nicht wie die meisten anderen Schauspieler strebte Martl nach dem Lobe und der Anerkennung des Publikums, sondern einzig und allein nur dahin ging sein Streben, durch eine erste, würdige und naturgetreue Wiedergabe seiner Rolle die Menschenherzen zu überwältigen von der Macht und Hoheit des Erlösungsdramas. O, Martl war in seinem Pilatuskostüm nicht mehr Spieler auf der Bühne, sondern Handelnder in einer fernen Vergangenheit. Gewiß recht eindringlich und packend war es anzusehen, wenn Martl als stolzer Römer auf der Altane stand, die Juden mit wütendem



Martl als Knecht im Alter von 33 Jahren.

Ungestim Jesu Kreuzigung forderten und er als Pilatus ihnen zurief: „Ihr Wütenden, so hört doch endlich auf, in mich zu dringen! Barabbas gab ich frei und Jesum ließ ich geißeln. Habt ihr ihn nicht genug schon zugerichtet? Wie, soll ich euch die Gerechtigkeit aufopfern? Mir scheint, als ob Haß und Neid auch unmenschlich machten!“ Als die Juden jedoch mit diesen Worten sich nicht zufrieden gaben und immer heftiger und schärfer in Pilatus drangen und schließlich sogar drohten, beim Kaiser ihn zu verklagen, da war es wiederum gar ergreifend, anzusehen, wie Martl als Pilatus schließlich wankend wurde und mit den Worten: „So nehmt es auf Euch, Ihr Wütenden! Ich übergebe ihn zur Kreuzigung. Doch wißt — schuldlos bin ich an des Gerechten Blut“ seinen Herrn und Meister preisgab.

Der Judenpöbel war nun befriedigt — doch Martl noch lange nicht. Mit einem wahrhaften und wirklichen Ernste, mit vor Zorn glühendem Kopfe und mit vor Unmut bebenden Händen nahm Martl, nachdem das Urteil verlesen, einen Stab zur Hand, brach ihn entzwei und schleuderte dessen Trümmer den Schriftgelehrten und Pharisäern vor die Füße, daß nur so das ganze Theater darob erzitterte. Man konnte es Martl aus dem Gesichte ablesen, daß er furchtbar in Aufregung geraten war und daß er viel lieber, ja tausendmal lieber die ganze Rotte zu seinen Füßen zermalmt hätte, als seinen liebevollen Herrn und Meister dem Kreuzestode zu überliefern. O es war ein erhaben schönes Bild, Martl als Pilatus vor sich zu sehen, wie er ihn so ganz und gar naturgetreu darstellte!

Sechsmal in einem Zeitraume von 44 Jahren übernahm Martl bei den Passionsspielen in Erl die schwierige Rolle des Pilatus und niemals hatte er sich als Spieler eine beschämende Blöße gegeben. Im Gegenteil, nach jedem Spiel konnte man einzelne Zuschauer sprechen hören: „Aber so einen Pilatus könnte man doch weit und breit nicht finden; der macht seine Sache wirklich famos!“

Wie gesagt, dem Martl war es aber nicht um Menschenlob zu tun, denn Menschenlob flücht, pflegte er gerne zu sagen, sondern sein Sinnen und Trachten ging nur dahin, das heilige und ehrwürdige Spiel auch zu heiligen durch eine wahrhaft würdige Darstellung. Mit einem erhabenen Ernste betrat Martl jedesmal die Bühne, gleichsam als wäre sie eine Kirche, und

mochten die anderen Spieler zuweilen noch so viel lachen und scherzen, Martl verzog keine Miene, ernst, streng und gemessen wie ein Patriarch blieb er jederzeit und darum stand er auch in hoher Achtung bei seinen Mitspielern. Diese wußten stets gar wohl, was sich in seiner Gegenwart schickte und was sich auch nicht schickte. War Martl in der Nähe, so nahmen sich die jungen Spieler gar wohl in acht in Blicken, Reden und Gebärden, damit Martl ja nicht etwas Anstößiges noch wider das sechste Gebot. Obwohl in dieser Hinsicht die Erler Spieler keine argen Böcke waren, so hatte dennoch Martl in Bezug auf diesen Punkt ein gar fürchterlich scharfes Auge. Nur ein ganz leiser Anstoß in dieser Hinsicht genügte auch schon, um ihn in hellen Zorn zu versetzen. Wie ein erzürntes Kind schleuderte er dann alles von sich und indem ein „Sipperadibir“ nach dem anderen aus seinem Munde hervorkugelte, begann er zu schimpfen und zu predigen wie ein — echter Missionär. — Martl war aus diesem Grunde gefürchtet und geliebt zugleich.

Das Bild auf dem Titelblatte dieser Schrift zeigt uns Martl als Pilatus an Seite seiner Gemahlin, der Klaudia, wie diese ihn bittet und beschwört, er möge doch um Gottes willen Jesus, den Gerechten, nicht verurteilen. — — —

Für Martl als keuschen und reinen Jüngling war es geradezu eine Plage, auf der Bühne immer ein Weib um sich haben zu müssen. Das Schlimmste dabei war noch, daß als Klaudia, welche eine stolze Römerin darstellen sollte, immer ein hübsches Frauenzimmer bestimmt wurde. Je hübscher aber das Frauenzimmer war, desto mehr nahm sich Martl in acht vor den gefährlichen Schlingen. Erfasste die Klaudia mit warmem Händedruck seine Rechte, sah sie ihn bittend und flehend in die Augen, sank sie vor ihm in die Knie und richtete sie schmeichelnde Worte an ihn, so war Martl im echten Sinne des Wortes Kämpfer und Streiter Christi. Je zärtlicher und liebevoller die Klaudia zu ihm war, desto ernster und gemessener blickte Martl drein, und je näher sie zu ihm trat, desto mehr war er — stolzer Pilatus. Nicht mit einem einzigen Gedanken erblickte Martl in seiner Klaudia das verführerische Weib, sondern nur eine Person, die kalt wie Marmor war gleich ihm. Gunst und Schmeichelei, besonders von Seite eines Weibes, waren dem Martl arg verhasste Dinge und nicht im geringsten ließ er sich als Mann hiedurch in seinen Handlungen beeinflussen.

Insbefondere wenn er auf der Bühne zur Klaudia sprach: „Die Weiber schwätzen und die Männer handeln“, konnte man ihm ansehen, daß er mit etwas unheimlicher Geringschätzung das zarte Geschlecht von oben herab betrachtete und daß eine Eva kaum der Rippe eines Adam er für wert erachtete.

So sehr Martl aber auch ein Weiberfeind war, so sehr war er desungeachtet ein Kinderfreund. Auch hier wiederum brauchte man Martl nur als Pilatus zu beobachten, um die Wahrheit des Gesagten bestätigt zu finden. Beim Passionspiel auf der Bühne tritt nämlich unter anderem auch ein Sohn des Pilatus, namens Titus auf und bittet seinen Vater im Auftrage seiner Mutter in rührenden Worten, er möge ja nicht den unschuldigen Jesus den blutdürstigen Juden überliefern. Obwohl Martl sonst immer in strengem Tone sprach und sein Blick meistens unheimlich ein wenig funkelte; sobald der Knabe Titus zu ihm trat, änderte sich sein ganzes Wesen, seine Stimme wurde weich, sein Blick wurde mild und zärtlich sagte er zu seinem Sohne: „Mein Sohn, sieh' her da! Bringe diesen Ring der Mutter, sie weiß dann schon, was er bedeutet!“

Martl war durch und durch ein begeisterter Theatermensch. Mochte er sonst auch hie und da etwas einsilbig und verschlossen sein; wenn vom Theater die Rede ging, so wurde Martl ganz gewiß temperamentvoll und lebhaft und niemals wäre ihm ein Diskurs über das Theater zu langatmig oder langweilig geworden. In allen Angelegenheiten, welche das Theater betrafen, zeigte Martl ein solch feines Verständnis, als wäre er sein Lebtag schon Theaterdirektor von Beruf gewesen. Es ist darum wohl kein Wunder, daß ihn die Erler auch in der That zu ihrem Direktor wählten. Ungefähr zehn Jahre ist Martl dem Erler Passionstheater als Direktor vorgestanden und nicht nur die große Passion, sondern in der Zwischenzeit auch verschiedene andere Stücke hatte er als Direktor arrangiert und geleitet. Eine der Hauptrollen hatte er dabei stets selbst übernommen. Ihm war alles einerlei; bald stellte er einen Raubritter, bald einen frommen Mönch, bald einen harmlosen Hirten und bald auch einen proßigen Bauer dar. Für alle Charaktere zeigte Martl ein ausgezeichnetes Talent; am liebsten aber war ihm halt doch immer die Rolle eines Heiligen oder Märtyrers.

Außer als Spieler beschäftigte sich Martl auch viel als Rollenschauspieler und nicht nur dies, sondern selbst sogar zahlreiche und umfangreiche Theaterstücke hatte er für das Erler Repertoire umgearbeitet und abgeschrieben. Wahrlich ein Universalgenie! Martl war nicht nur Theatermechaniker und Theaterspieler, sondern auch Theaterdirektor, Theaterregisseur und selbst sogar Theaterdichter.

Vieles, ja sehr Vieles hat das Erler Theater diesem frommen, uneigennütigen Manne zu danken.

In allen Handlungen und Werken pflegte Martl seinen tiefgläubigen religiösen Sinn zum Ausdruck zu bringen. Viel Staunenswerthes hat seine Kunst im Verein mit seiner Originalität geschaffen. Das Interessanteste und Beachtenswerteste aber von allem, was Martl zustande gebracht und womit er wohl ein immerwährendes Denkmal sich errichtet hat, bleiben ganz unbefritten die „Erler Passionsgläser“, wovon in diesem Anhang vornehmlich die Rede sein soll.

In den „Erler Passionsgläsern“ steckt so recht Martls ganze Natur, Wesenheit und Religion und darin kann man so recht gründlich den eigentümlichen und sonderbaren Einsiedler und Gottesmann studieren und deshalb will ich hier in aller Kürze die Entstehung dieser seltsamen Gläser schildern.

Martl lebte still und zurückgezogen schon mehrere Jahre im Draxlzuhanse, unweit der Stätte meiner Geburt. Als vernünftiger und sparsamer Mann lebte er äußerst bescheiden und mäßig, und drum auch wohnte eine zähe Gesundheit in seinem Körper. Martl glaubte schier bereits, seine Gesundheit sei unantastbar; da meldete sich eines Tages bei ihm ein heftiger Schüttelfrost. Kaum hatte Martl noch Zeit, auf schlotternden Beinen zur Haustüre sich zu schleppen, dieselbe von innen zu versperren und hernach in die Kammer sich zu begeben, um dortselbst ins Bett sich zu legen, bevor er wäre umgefallen. Still und lautlos war alles vor sich gegangen; wir Kinder im nahen Vaterhause sowie unsere Eltern merkten nichts von Martls Krankheit. Nur etwas sonderbar kam es uns vor, daß an diesem Tage bei Martl alles so ruhig war.

Erst am anderen Tage, als die Mutter gegen Mittag uns Kinder mit einer Kugel zum Martl hinüberschickte, kam uns die Sache verdächtig vor. Die Haustür war versperret. Merkwürdig! Ist denn der Martl noch immer nicht nach Hause gekommen? Wie von einem inneren Instinkt getrieben, kletterten wir nun zum Gesimse des Bogenfensters oberhalb der Haustür empor, um zu sehen, ob der schwere, verrostete Haustürschlüssel wie gewöhnlich dort liege. Derselbe befand sich jedoch nicht an seinem gewohnten Plage. Was ist denn das? Heute muß etwas nicht in Ordnung sein, dachten wir uns allfogleich. Wir stiegen von der Höhe wieder herunter und guckten in das Schlüsselloch. Da sahen wir, daß im Loche etwas stecke und als wir sorgfältiger guckten, bemerkten wir, daß es der Schlüssel selber war. „Aha, da Martl hat si selba eing'sperret!“ riefen wir wie aus einem Munde und liefen eiligst heim, um der Mutter unsere Entdeckung zu offenbaren. Nun ging die Mutter selber hinüber ins Nachbarhaus, um nachzusehen. Da sie jedoch zur Haustüre nicht hinein konnte, rief sie mehreremal mit lauter Stimme: „Martl! Martl! Bist dohoam oda nôt?“ Dann horchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit einige Minuten und als sie so horchte, vernahm sie ein leises Nechzen und Stöhnen von der Kammer herunter.

Nun war kein Zweifel mehr, Martl war krank.

Schnell eilte die Mutter wieder nach Hause und benachrichtigte auch den Vater und die Dienstboten hiervon. Eiligst wurde nun die Haustüre mit Gewalt erbrochen; — doch wie fand man Martl!

Der gute, arme Mann lag in seinem Bette, in Schweiß gebadet, brennend vor Hitze und hart mit dem Atem kämpfend. Sein Geist war bereits umnebelt, keinen Menschen mehr vermochte er zu erkennen und immerfort im Delirium sprach er vom Theater, von den Missionen, sowie von Märtyrern und Christenverfolgungen.

Da war nun schnelle Hilfe nötig. Unverzüglich schickte meine Mutter zum Arzt, und als dieser kam, konstatierte er, daß Martl von einer heftigen Lungenentzündung befallen sei. Der Arzt sagte, durch die späte Hilfe sei die Sachlage sehr kritisch und gefährlich geworden

und als ein völliges Wunder mußte er es betrachten, wenn Martl von dieser Krankheit wiederum geneset. Man möge nur trachten, sagte er, durch Umschläge die Hitze und das Fieber zu mildern, sowie durch Wein und kräftige Nahrung seine Kräfte zu erhalten.

Meine Mutter war nun „heiliger Schutzengel“ an Martls Krankenlager und ihr Menschenmöglichstes tat sie, um dem hilflosen, verlassenem Manne beizustehen mit Rat und Tat in den schweren Tagen seiner Krankheit. Unzähligmale im Tage eilte sie hinüber zu ihrem Patienten ins Nachbarhaus und frug nach seinen Wünschen. Bald brachte sie ihm eine kräftigende Suppe, bald einen stärkenden Wein und bald auch eine andere Labial mit und selbst sogar für frische Wäsche sorgte sie, indem Martl in dieser Hinsicht nicht besonders gut bestellt war. Meine Mutter reichte ihm auch die Medicinen dar und richtete ihm das Bett zurecht, wenn durch längeres Liegen es in Unordnung geraten war.

Nicht nur bei Tage, sondern oft sogar auch ganze Nächte hindurch wachte meine Mutter an Martls Seite und las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Martl hingegen wiederum auch zeigte sich, sobald er am siebenten Tage unter 41 Grad Hitze die Krisis überwunden hatte, für solcherlei Liebesdienste dankbar und versprach meiner Mutter dafür den ewigen Lohn im Himmel. Wohl, die Mutter war's zufrieden und zufrieden auch war sie mit dem gelungenen Spas, den ihr Martl während seiner Krankheit einmal bereitet hatte. Die Mutter hielt viel auf reinliche Wäsche und drum drang sie öfters in Martl, er solle sich das Hemd wechseln lassen. Martl jedoch als reiner Jüngling und Junggeselle war kein Freund des vielen Hemdwechsels in Gegenwart von Weibern und darum fuhr er meine Mutter bei solch einer Gelegenheit einmal barsch an mit den Worten: „Sipperadibix hör' auf o mol mit solche Schnap'n.“¹⁾ Ja, auch als kranker Mann war Martl noch ein heiliger Mann! Bewundernswert vor allem war seine stille Ergebenheit und Geduld in Gottes heiligen Willen. Obgleich er in der Brust ein heftiges

¹⁾ Kindereien.

Stechen verspürte, obschon das Atemziehen so furchtbar hart war, so kam dennoch nie der leiseste Klagelaut aus seinem Munde, höchstens nur wenn die Schmerzen besonders heftig waren, entrang sich ein frommer Seufzer seiner leidenden Brust.

Wir Kinder (ich war damals etwa zehn Jahre alt), die wir den Martl so sehr lieb hatten, verfehlten nicht, recht oft auch mit der Mutter uns einzufinden in Martls Krankenzimmer. Mitleidsvoll dann schauten wir hin auf unseren kranken Seelenhirten, betrachteten auch die vielen Medicinen, die Martl auf einem Nachtkästchen neben seinem Bette stehen hatte und wünschten, Martl möchte gesund aus dem Bette heraussteigen und die vielen Medicinen möchten lauter Honig sein. So sehr wir aber auch schauten und wünschten, es geschah kein momentanes Wunder. Wohl aber geschah ein langjames Wunder, indem Martl, so sehr auch der Arzt bei seinem ersten Erscheinen dessen Zustand für gefährlich und hoffnungslos erklärte, doch wiederum sich nach und nach erholte, kräftigte und besserte.

Martl hätte zwar mit ruhigem Gewissen dem Tode kühn und mutig ins Auge geblickt, so aber, indem ihn der Wille Gottes noch nicht abberufen aus diesem Leben, freute er sich doch wiederum, weiterstapfen zu dürfen auf dieser irdischen Pilgerfahrt. Ja in der Tat, ein jedes Würmlein freut sich des Lebens und alles weicht, wenn möglich, dem Tode aus.

In die soeben geschilderte Krankheit fällt die Entstehung der Erler Passionsgläser.

Dies kam so:

Martl, nachdem er einmal auf dem Wege der Besserung sich befand, mußte noch viele Tage das Bett hüten. Da er aber schon in seinen gesunden Tagen, während der Arbeit, immerfort mit seinem Gott und insbesondere mit dem bitteren Leiden und Sterben der zweiten göttlichen Person sich befaßte, so war das in seinen kranken Tagen um so viel mehr der Fall. Martl hatte ein Buch, betitelt „Das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes“, und darin las er in den Tagen der Genesung, währenddem er das Bett noch nicht durfte verlassen, oft so lange, bis vor Müdigkeit ihm die Augen zufielen

und erschöpft er zurückfiel in das Kissen. Es ist darum wohl kein Wunder, wenn Martls ganzer Kopf, sein ganzes Sinnen und Trachten auf die Leidensgeschichte Christi sich konzentrierte, fand er doch darin Trost, Vinderung und Heilung für sein eigenes Leiden.

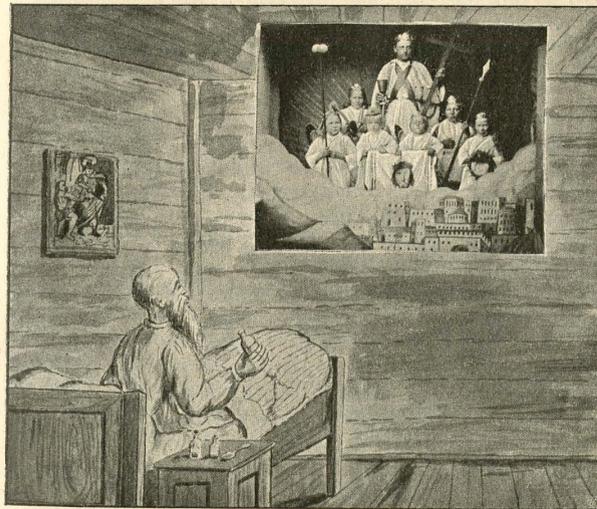
Ja so sehr war Martl von diesem seinem Lieblingsgedanken, umfassend den ganzen Passion, den er so oft und oft im Passionstheater hatte darstellen sehen und darstellen helfen, eingenommen, daß er sogar einmal diesbezüglich eine wundervolle Vision gehabt hatte.

Es war an einem schwülen Nachmittag. Martl lag müde und matt, vom Schweiß durchnäßt und zuweilen sogar in deliriumhaften Träumen sich verlierend im Bette; da auf einmal, nachdem er eine Medizinflasche mit bitterem Inhalt geleert hatte, war ihm, als würde die ganze Kammer lebendig. Ganz hinten im Hintergrunde sah er einen Nebel auf- und niederwallen und einen magischen Lichtschimmer daran hervorleuchten. Alles war still und ruhig ringsumher. Dem Martl stand der Schweiß auf der Stirne, seine Pulse hämmerten wild und unentwegt schaute er hin auf das sonderbare Phänomen. Noch immer stiegen die Nebel auf und nieder, der Lichtschimmer wurde immer heller und geisterhafter und jetzt nach und nach sah Martl Gestalten sich formen, Gestalten, so seltsam und sonderbar, daß Martl keinen Augenblick mehr im Zweifel war, daß mit einer Himmelerrscheinung er es habe zu tun. Zuerst sah er den Nebel langsam sich heben und darunter sah er die heilige Stadt Jerusalem mit ihren Burgen, Toren und Tempeln auftauchen und ringsum sah er die zahlreichen Hügel und Täler, welche die Stadt umkränzen, sich bilden. Dann auf einmal stand der Nebel still über der heiligen Erlöserstadt, fing an zu glühen und zu leuchten wie Morgenrot und überschüttete ganz Jerusalem mit seiner Umgebung mit einem zauber-vollen Schimmer. O, es war himmlisch schön anzusehen und Martl war ganz gefangen genommen von dem, was seinen Augen sich darbot. Doch es sollte noch schöner und seltsamer kommen.

Ueber dem rotglühenden und feurig funkelnden Nebel tat sich der Himmel auf und aus dem goldstrahlenden

Hintergrunde hervor kam eine gar liebe Engelschar mit himmlischen Gesichtern, weißen Gewändern und goldenen Flügeln. Das Seltsamste und Merkwürdigste jedoch an der ganzen Erscheinung war, daß ein jeder Engel einen Gegenstand bei sich trug, welche alle zusammengenommen das ganze Leiden und Sterben unseres Welterlösers versinnbildeten sollten.

Martl, das vor kurzem erst leergetrunkene Medizin-glas noch in Händen haltend, war ganz entrückt dieser



Welt und unverwandten Auges starrete er hin eine Zeitlang auf die zwar räthelhafte, aber wunderliche Himmelerrscheinung, denn nicht konnte er sich entziffern, was Gott und der Himmel ihm damit wollten andeuten.

Da in der höchsten Not kam dem Martl die Erscheinung selbst zu Hilfe. Jener Engel, welcher in der Mitte schwebte, die anderen weit überragte und das Kreuz sowie den Leidenskelch in Händen trug, öffnete den Mund und sprach in feierlichem, langsamen Tone:

„Martl, fürchte Dich nicht! Gott hat Dich lieb und gibt Dir durch uns Himmelsgeister folgendes kund: Du sollst ohne Zaudern all die Gegenstände, die wir bei uns tragen und die durch unsers Herrn Leiden und Sterben geheiligt sind, in sinnreicher Anordnung in jenes Glas hineinbringen, welches Du soeben in der Hand hältst, damit die Menschen immerdar Jesu großes Erlösungswerk vor Augen haben. Verschließe das Wert dann gut; der Geist Gottes wird Dir dabei helfen! Martl, ich sage Dir, vergiß diese meine Worte nicht! Wenn Du dieses tust, so wirst Du noch lange leben, auch wird es Dir wohl ergehen auf Erden und im Jenseits erst wirst Du den wahren Lohn dafür empfangen.“

Also sprach der Engel.

Jetzt war Martl auf einmal glücklich. Nun wußte er, was Gott von ihm wollte und wozu seine Vorsehung ihn auserwählt hatte und als der glückliche, fromme Mann nun mit dem Kopfe nicken wollte, wie um anzudeuten, daß er dem Befehle in Treue Folge leisten werde, da sank er auch schon zurück ins Kissen, um von einem tiefen Schlafe umfassen zu werden.

Die Himmelserscheinung war unterdessen verschwunden.

Als Martl am anderen Tage erst wieder erwachte, da konnte er lange nicht begreifen, ob er wohl noch auf Erden oder gar am Ende schon in der Ewigkeit weile, so sehr hatte ihn die seltsame Erscheinung überwältigt und erst nach und nach fand er sich im irdischen Weltentlaute wieder zurecht.

Nun ging er unverzüglich daran, den Befehl des Engels auszuführen.

Seine Mutter mußte ihm einen Tisch nahe an das Bett rücken und mich bestellte er zum Handlanger und Boten seines Unternehmens. Ich mußte ein Werkzeug nach dem andern von der unterhalb der Kammer gelegenen Stube heraufholen, ich mußte nach passendem Schnitzholz suchen, ich mußte das leergetrunkene Medizinglas am Brunnen auswaschen, bis es spiegelblank und sonnenklar funkelte und ich mußte endlich auch nach einem alten, zerbrochenen Regenschirm suchen, damit Martl aus

dessen Spangen eine dünne, lange Zange sich konnte anfertigen, womit er die geschnitzten Dingerchen sodann konnte in das Medizinglas hineinbringen. Beschäftigt war ich einige Tage schrecklich arg, um meinen kranken Meister zu bedienen, aber auch stolz war ich auf diesen meinen neuen Beruf.

Hatte ich endlich mit Mühe die vielen Sachen alle zusammengeschleppt, so richtete sich Martl mühsam im Bette empor und nun begann er mit seinen mageren und schwachen Händen zu arbeiten, wie eine Ameise.

O, es kam ihm furchtbar hart an. Noch war er matt und schwach von der soeben überstandenen Krankheit, noch zitterten völlig seine Hände und auch unbequem ließ sich's arbeiten, sitzend im Bette mit dem Tische neben sich. Wohl die meisten an seiner Statt wären verzagt geworden und hätten gewartet mit dem Vollzuge des himmlischen Befehles, bis völlig sie wären genesen, bis wiederum gesund und stark sie wären geworden.

Nicht aber so Martl. Den Willen Gottes auszuführen, war ihm sein erstes Streben, war seine schönste Freude und je mehr dessen Vollzug mit Schwierigkeiten verknüpft war, desto lieber war es ihm; hoffte er doch, daß dann auch der Lohn im Himmel um so größer sei.

Martl war so recht in seinem Element. Während dem er an der Herstellung des Passionsglases arbeitete, konnte er immerfort an Jesu Leiden und Sterben denken und wohl wissend und erwägend, daß um der Menschen Sünden willen dem göttlichen Erlöser solch namenlose Folter und Qualen auferlegt, dürstete er sogar darnach, recht viel für seinen guten Heiland auch dulden und leiden zu können. Opfer und Mühen also waren dem Martl ein heiliges Bedürfnis und um solch edle Früchte dem Herrgott in die Hände legen zu können, setzte er seine ganze schwache Natur mit dem Aufgebote all seiner Kräfte daran. Martl arbeitete oft so lange an seinem neuen Werke, bis perlen-große Schweißtropfen auf seinem kahlen Haupte und seiner Stirne standen, bis sein ganzer Körper zitterte und wankte und bis er schließlich, überwältigt von Schwäche und Erschöpfung, mit dem Werkzeuge noch in der Hand, zurück sank ins weiche Kissen. Wohl sagte meine Mutter

zuweilen zu Martl, wenn sie sah, wie er sich abschindete und abrackerte, er solle doch nicht so närrisch sein und des Glases wegen seine Gesundheit von neuem sich ruinieren; aber nur taube Ohren hatte der gute Alte für solche Worte. Menschen gehorchte Martl in dieser Hinsicht nicht, wohl aber mußte er zuweilen seiner eigenen Natur gehorchen.

Zuerst nahm Martl das blankgeputzte Medizinglas in seine mageren und zitternden Hände und beaugapelte es von allen Seiten, ob es auch wirklich geeignet sei, ein ganzes Museum von heiligen Leidenswerkzeugen in sich aufzunehmen; denn bei weitem nicht ein jedes Glas ließe sich hiezu verwenden. Einmal muß der Boden gleichmäßig dick sein, damit nicht die ganze Einrichtung schief und wackelig darauf zu stehen komme und weiters dann darf der Boden auch nicht zu gewölbt sein, damit das Grundkreuz darauf nicht balanziere wie eine Dezimalwaage. Weitere Erfordernisse eines brauchbaren Glases sodann sind, daß es möglichst rein, weiß und klar sei, daß es keine Luftblasen enthalte, daß es oben und unten den gleichen Durchmesser besitze, daß seine Wände überall gleich dünn seien, ohne da und dort, wie man es gar häufig kann finden, völlige Glasgeschwülste zu enthalten und endlich, daß seine Oeffnung nicht allzu eng und zu verbogen sei, damit auch alle Gegenstände in richtiger Form durch dasselbe können hineingebracht werden.

Auf dies alles hatte Martl zu sehen und mit sacht kundigem Blicke drum prüfte er vorerst das Glas. Mit neugieriger Miene betrachtete ich dabei den ernstern, guten Alten und aus seinem oftmaligen Stirnrunzeln und Kopfschütteln entnahm ich, daß am Glase nicht alles ganz in Ordnung sei. „In der Not frißt jedoch der Teufel Fliegen“ sagt ein altes Sprichwort und darum, weil Martl keine anderen passenden Gläser zur Hand hatte und weil es ihn ungestüm drängte, den heiligen, hohen Willen der Himmelserscheinung möglichst bald auszuführen, setzte er sich über alle Mängel hinweg und schritt an die schwierige, kunstvolle Arbeit.

Nachdem Martl zuvor noch das Glas in Bezug auf seine Größe, seine Höhe und seinen Umfang genau abgemessen hatte, begann er mit der Schnitzarbeit.

Vor allen Dingen machte der noch schwach und matt im Bett sitzende Alte sich daran, das Grundkreuz herzustellen, worauf alle anderen Gegenstände sollten zu stehen kommen. Es war ein schwieriges Stück Arbeit, bildete dieses Grundkreuz ja gleichsam das Fundament seines im Entstehen begriffenen Werkes. Zwei kleine Balken zu diesem Zwecke schnitzte er mit einem ungefügen und wenig schneidenden Taschenmesser so zurecht, daß sie übereinandergelegt und fest aneinandergedrückt ein Kreuz bildeten, dessen Balken nach allen Richtungen gleich lang waren. Diese Balken sodann brachte Martl mit der aus Regenschirmspangen selbstverfertigten Zange einzeln in das Glas hinein und drückte sie drinnen erst aufeinander. Nun aber sah er, so sorgsam er zuvor auch das Glas abgemessen und die Sache sich angeschaut hatte, daß noch lange nicht alles stimmte. Ein Balken war zu lang und auch sonst wackelte das Grundkreuz noch bedenklich hin und her, indem seine Unterfläche der Wölbung des Bodens nicht hinlänglich genug angepaßt war. Martl mußte die Balken nun wiederum auseinandernehmen und probieren, bis das Kreuz endlich wie gegossen auf dem Grunde des Glases feststand. Mancher Schweißtropfen, bis es niet- und nagelfest auf dem Boden des Glases ruhte, hing an diesem einzigen Grundkreuz.

Nun wollte Martl darangehen, in das Grundkreuz, nachdem er es nochmals aus dem Glase hatte herausgenommen, die Löcher zu bohren, wie er sie zum Befestigen all der verschiedenen Leidensartikel benötigte. Da aber kam ihm eine große Frage, welche mit einem „Wie?“ begann, in die Quere. Wie sollte er die mannigfachen Löcher am Grundkreuze anbringen, wenn er noch nicht einmal wußte, was er alles in das Glas hineinbringen sollte und in welcher Anordnung dies alles sich zu vereinigen hätte? — Vor allen Dingen also war ein Plan nötig — dies war sich Martl nun auf einmal klar bewußt; denn gleichwie kein Baumeister ohne Plan ein Haus vermag zu bauen, so vermochte auch er ohne Plan sein Leidenshäuschen Christi herzustellen.

Ich mußte dem Künstler Gottes nun Bleistift und Papier ans Bett schleppen und nachdem dieser, um die

Himmelserscheinung wieder lebhaft vor Augen sich zu rufen, seinen Kopf eine Zeitlang in seine knöchigen Hände hatte gestützt, begann er zu zeichnen. Freilich, im Zeichensach war Martl kein allzu großer Künstler und derb und unbeholfen darum auch fiel der Plan aus. Doch es schadete nichts. Martl wußte gar wohl, was seine Linien und Haken zu bedeuten hatten; die Hauptsache war ja doch nur, zu wissen, wie das Kunstwerk im Glase sich zu gestalten hatte.

Um den lieben Leser und Interessenten nicht lange mit der Beschreibung von Martls Plan zu langweilen, will ich hier gleich in gedrängter Uebersicht all die Gegenstände aufführen, wie Martl in seiner Zeichnung sie vorgesehen und wie er sie dann auch wirklich im gedrängten Raume des Glases untergebracht hatte.

Am Boden des Glases: Das Grundkreuz

Auf dem Grundkreuz:

in der Mitte: Das Stammkreuz

vorne: Der Kelch mit Hostie

Das Szepter

Die Würfel

links: Der Speer

Die Peitsche

Der Hammer

rechts: Der Schwamm

Die Rute

Die Zange

hinten: Der Hahn

Neben dem Hahn: Die Leiter¹⁾

Die Geißelungssäule

Am Stammkreuz vorne: Das in Liebe brennende göttliche Herz

Das Schild mit der Aufschrift J. N. R. J.

" " hinten: Die drei Nägel

Das Schweisstuch

¹⁾ Martl hatte anfangs unter anderem auch im Sinne, an eine Sprosse der Leiter den Geldbeutel des Judas zu hängen; indem jedoch dieses Lieblingsmonstrum des Verräters mehr komisch und lächerlich als ernst wirkte und durchaus nicht zu den Leidenswerkzeugen Christi passe, stand er von diesem Vorhaben wieder ab.

Um das Stammkreuz gewunden: Die Dornenkrone

Berschlus des Glases: Ein Holzstöpsel mit Querbolzen, worin auf der einen Seite der Name „Erl“ sowie auf der anderen Seite die Jahreszahl der Herstellung eingraviert ist.

Nachdem Martl den Plan genau sich zurechtgelegt und nachdem er das zu bildende Werk gut sich ausgedacht hatte, begann er in das Grundkreuz Löcher zu bohren. Als die Löchlein sodann in richtigen Abständen fertig waren, schickte mich Martl wiederum als Botenmann in die Stube hinunter. Ich mußte ihm diesmal die Leimpfanne bringen. Martl zündete nun ein Feuer unter der Pfanne an und als der Leim brodelte, nahm er wiederum die Balken des Grundkreuzes in die Hände und versah sie an mehreren Stellen mit dem klebenden Element. Bevor der Leim noch trocken wurde, erfaßte Martl hernach schnell das lange, dünne Zänglein und schob damit zum letztenmale die zwei Balken des Grundkreuzes durch die Öffnung in das Glas hinein. Diesmal war die Sache bedeutend schwieriger. Martl mußte Obacht geben, daß der Leim mit dem Glase nicht in Berührung kam, weil sonst Flecken daran wären entstanden. Martl zitterte mit seinen Händen und darum mußte er seine ganze Kraft und seine ganze Geduld zusammenfassen, sollten nicht abscheuliche Leimflecken das reine Glas verunstalten.

Als der geduldige Künstler die zwei Balken am Boden des Glases in Kreuzform aufeinandergelegt und hernach fest sie hatte aneinander gedrückt, sank er mit einem tiefen Seufzer zurück ins Kissen, indem er dabei die Worte sprach: „So, izez konn's trocken“.

Ein jedes Gebäude, ein jedes Haus braucht einen festen Grund, ein starkes Fundament, damit es nicht wackelt und zusammenstürzt; und so auch das kleine Glashäuschen von Christi Leiden. Deshalb trachtete Martl zuallererst, das Grundkreuz hineinzuleimen, damit, bis die anderen Sachen alle fertig geworden, der Leim bereits erstarrt und das Fundament unverrückbar geworden war. In den nächsten Tagen machte sich Martl nun an die eigentliche Schnitzarbeit und ich war fast immer

Zeuge seines Schaffens. Einen Gegenstand nach dem anderen schälte der im Bett sitzende Alte mit seinem Schnitzmesser aus verschiedenen plumpen Holzblöcken heraus und nachdem sie fertig waren und er sie mit Glaspapier noch glatt abgerieben hatte, legte er sie einstuweisen vor sich hin auf einen Teller. — Schier wie eine Folterbank nahm sich der mit Leidenswerkzeugen überlegte Teller aus.

O, nicht sattfam bewundern habe ich können den geduldigen Alten im Krankenbette bei seiner Schnitzarbeit. — Bald brach ihm ein bereits fertiger Gegenstand mitten entzwei und er mußte ihn von neuem machen, bald war ein anderer Gegenstand zu groß, so daß er ihn nicht in das Glas hineinbringen konnte, er mußte ihn kleiner machen, und bald auch hatte ein weiterer Gegenstand im Verhältnis zum Ganzen nicht die richtige Form und Größe, so daß er ihn wiederum ganz anders gestalten mußte. Zwei und dreimal oft hatte er den gleichen Gegenstand machen müssen, bis er tauglich war.

Besonders schwierig gestaltete sich das Schnitzeln des Hahnes. So ein Tier sollte, seines Standes würdig, doch dastehen mit gewölbter Brust, mit gebogenem Halse, mit schneidigem Kopfe und mit einem recht hahnenmäßigen Schwanz, und das war keine gar leichte Aufgabe für den frommen Künstler. Als Martl den ersten Hahn geschnitzt hatte, kam gerade meine älteste Schwester, s' Moidele, daher und sagte in ihrer naiven Ausdrucksweise, als sie das verunglückte Vieh sah: „Dös is jo koa Goggel¹⁾ nö, dös is jo a Henn', die am Kreppier'n²⁾ is“. Dieses Urteil von Seite eines Kindes ging dem Martl nun gar sehr zu Herzen und aus Gram darüber schnitt er dem soeben geschaffenen Hahn mit einem Rucke seines Schnitzmessers den Kopf weg.

Martl erkannte, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, einen ordentlichen, ganzen Hahn auf einmal in das Medizinglas hineinzubringen und darum beschloß er, denselben zu zerstückeln und dessen Teile sodann gesondert in das Glas hineinzubringen, um drinnen sie wieder zu

¹⁾ Huhn. ²⁾ Verrecken.

vereinigen zu einem lebendigen Ganzen. In vier Teile zergliedert, nämlich in den Rumpf mit Hals und Kopf, die zwei Beine und den Schwanz, fertigte Martl nun den Hahn von neuem an und damit hatte er den Nagel auf den Kopfe getroffen. Nun konnte er die Brust kühn, den Kopf herausfordernd, die Beine gebogen und den Schwanz schön sich ausbreitend gestalten, ohne dabei fürchten zu müssen, daß dem schönen Tier der Eingang in das Glas versperrt bleibe. Oft und oft während des Schnitzens schon brachte der gute, alte Mann die einzelnen Teile in das Glas hinein, um drinnen zu probieren, ob sie auch wirklich schön und harmonisch zusammenpassen. Als sich endlich alles wie zusammengegossen aneinanderfügte, hatte Martl eine helle Freude und ein leises „Tedeum laudamus“ hörte ich ihn jurren zum Lob und Preise seiner mit Gottes Hilfe gelungenen Tat.

Ein ganzes Arsenal von kuriosen Dingen lag bereits auf dem Teller und damit hatte Martl seine Schnitzarbeit zu Ende geführt. Gar manchemal während dieser Arbeit hatte das Schnitzmesser einen mutwilligen Seitenprung gemacht und war dem Martl in das Fleisch gerannt und manch blutige Scharte im Finger sowie auch manch roter Fleck an den geschnitzten Gegenständen konnte dies beweisen. Es war auch wirklich kein Wunder. Halbkrank saß Martl im Bette, seine Hände zitterten und das erstemal war es, daß an einem solchen Leidenswerke keine Kunst er probierte. Zu verwundern war es nur, daß unter solchen Umständen er den Heldenmut befaß, unverzüglich auszuführen, was Gott ihm aufgetragen hatte. — Gewiß, Entschuldigungsgrund hinreichend wäre es gewesen, wenn Martl gewartet hätte, bis seine Gesundheit vollkommen hergestellt wäre gewesen und dann in bequemer Lage er hätte arbeiten können.

Aber Martl kümmerte sich um keinen Entschuldigungsgrund, er wußte was er tat.

Fertig und schön in Ordnung ausgebreitet auf dem Teller lagen all' die verschiedenen Gegenstände nun vor Martl, doch einerlei, ob aus Eisen oder Gold, aus Elfenbein oder Naturgewächs, aus Gras oder Haut sie sollten bestehen, alle waren noch nackt und weiß, wie

eben das Holz, aus dem sie geschnitz waren. Selbst das Herz Jesu hatte noch keine Farbe und glühte noch nicht und selbst der sonst fast immer in allen möglichen Farben schillernde Hahn trug noch sein einfarbig hölzernes Gewand.

Da vertauschte Martl sein Gewerbe. Aus dem Schnit-zer wurde ein Maler.

Nachdem ich auf Verlangen des vielseitigen Künst-lers den alten Malkasten, in welchem allerlei Tuben, Farb-säfte und Aquarellfarben sich vorfanden, von der Stube in die Kammer heraufgeholt hatte, begann Martl seine neue Profession auszuüben. Ein jeder Gegenstand, aus-genommen das Grundkreuz und das Stammkreuz, be-tamen ein farbenprächtiges passendes neues Kleid, so daß selbst ein geübtes Auge kaum mehr imstande war, Schein und Wirklichkeit auseinanderzuhalten. Ein jedes Objekt fing unter den Strichen des Pinsels nun an zu schimmern und zu glänzen und nur die beiden Kreuze, wie schon ge-sagt, blieben verschont von den deckenden, trügerischen Far-ben. Das Grundkreuz, sagte Martl, bleibe weiß und un- verfälscht, um den Leuten damit zu zeigen, daß im Grunde genommen nicht Farbe und Schminke, sondern echte, un- verfälschte Natur und Wahrheit dem Ganzen Halt und Boden, Kraft und Stütze gewähren. Das Stammkreuz jedoch bleibe ohne Farbe, erklärte mir Martl, um nicht durch elende Menschenmühseligkeit das edle Erlösungsholz zu verunstalten. Auch Christus wurde an ein aus Natur-holz gefertigtes Kreuz geschlagen und rot nur wurde es gefärbt von seinem heiligsten Erlöserblute, welches in keiner Weise einen Vergleich duldet mit irdischer Farbe.

Obgleich Martl das Stammkreuz verschont ließ von jeglicher Farbe und jeglichen Blutspuren, so waren dafür an anderen Gegenständen umso mehr Blutspuren zu fin-den. Fast nur zu gut ließ sich aus den einzelnen blut- bespritzten Leidenswerkzeugen ersehen, daß gar furchtbar man müsse mit dem Heiland umgegangen sein, daß gar entsetzlich man ihn müsse hingeschlachtet haben. Die Lan-zen Spitze war voller Blut und in großen Tropfen rann es herunter gegen den Schaft, die Dornenkrone war mit Blut bespritzt, gleichsam als hätten deren Dornen Jesu

Haupt ganz durchbohrt, die Rute und die Peitsche waren mit Blut ebenfalls ganz durchtränkt und bei der Geißel- lungssäule erst, da konnte man mehr als deutlich sehen, daß ein „Ecce homo“ war daran gehangen. Durch das Blut selber, dem edelsten aller Säfte, wollte Martl den sündi- gen Menschen zeigen, welch furchtbare Wunden durch ihre Sünden dem göttlichen Erlöser sie haben geschlagen.

Nicht wirkliches Menschen- oder Tierblut benützte Martl, um die grausamen Schindereien zu verjümbild- lichen, sondern einzig und allein nur rote Tinte. Mit Tinte machte Martl alles blutig und Tinte auch floß aus der offenen Wunde des göttlichen Herzens. Interessant war es, wie Martl die Gegenstände mit Blut bespritzte. Er nahm dabei ein biegsames, weiches Hölzchen, tauchte dasselbe in das mit roter Tinte gefüllte Glas und indem ich nun den betreffenden Gegenstand in einiger Entfer- nung hinhalten mußte, schnellte er mit einem Finger, den er wie eine Feder elastisch machte, gegen das Hölz- chen, so daß in vielen kleinen Tropfen die rote Tinte den betreffenden Gegenstand bespritzte. Dies nahm sich dann so natürlich aus, als hätten in Wirklichkeit blutige Geißelhiebe den Gegenstand mit Blut bespritzt.

So, wie Martl den Leidenszug in seinem Werke zum Ausdruck brachte, war es wirklich ein sehr blutiges Op- fer, welches vor 1900 Jahren zur Sühne für die Mensch- heit dargebracht wurde.

Gar mancherlei Farben kamen bei all' den verschie- denen Sachen zur Anwendung und brachten so Abwech- slung und schöne Harmonie in das Ganze hinein. Ham- mer, Zange und Nägel wurden schwarz wie Eisen, Kreuz- schild, Hostie und Würfel wurden weiß wie Elfenbein bemalt; der Kelch wurde mit Goldbronze angestrichen, so daß er sich ausnahm, wie aus purem Gold gefertigt; das Szepter wurde am oberen Teile schwarzbraun und am unteren Teile grün gemacht; Speer und Lanze bekamen einen bräunlichen Schaft, während die Lanzen Spitze mit Silberbronze umgeben wurde; die Leiter bekam einen dun- kelgelben Ton und deren Schäfte wurden schwarz an- gestrichen, und das göttliche Herz Jesu erst und der Hahn, er, die prangten geradezu in ihren Farben. Das Herz sel-

ber bekam eine fleischig dunkelrote Farbe und die Flamme, welche darüberhin sich emporjähnelte, war am unteren Teile noch stark rötlich gehalten, während nach oben zu immer mehr in gelbe Spitzen sie ausstrahlte. Wie wirkliches Feuer nahm sich die Flamme aus, so naturgetreu hatte Martl die Schattierungen in dieselbe hineingebracht. So, wie für den Schnitzer-Martl, war der Hahn auch für den Maler-Martl das schwierigste Objekt. Da kam eine Unmenge von Farben zur Anwendung. Zuerst bekam der Hahn an der Oberfläche einen gelblichen und an der Unterfläche einen bläulichen Hintergrund, sodann wurde ihm über den Hals herunter ein bräunlicher Mantel von Federn eingezeichnet, welcher über den Rücken dann in einen mehr orangefarbenen Mantel auslief, und endlich wurden die oberen Deckfedern der Flügel bläulichgrünlich und die großen Hauptfedern mehr schwarzbläulich gehalten. Der Kamm wurde grellrot angestrichen, an Stelle der Ohren kam ein weißes Fleckchen zu stehen und die gebogenen, ebenfalls aus Holz geschnitzten Schwanzfedern bekamen einen ins Schwarz und Grüne schillernden Glanz.

Gar viel Kopfzerbrechen machte es Martl, bis er dem Hahn sein Kleid fertig angezogen hatte und bis er von allen möglichen Farben ihm hatte zu kosten gegeben. Einmal sogar mußte ich laufen und den lebendigen Haushahn betrachten, wie seine Flügel beschaffen seien, damit ich Martl hernach darüber Bericht erstatten konnte. Als der Künstler endlich fertiggemalt dastand, hatte der alte Kickeriki endlich eine große Freude daran und ein wenig dabei lächelnd, sagte er: „Sipperadibix, iez wär' da Kerl fertig, nun soll er holt au krab'n!“ Das war einmal ein weltlicher Gedanke inmitten seiner himmlischen Beschäftigung.

Nicht auf einmal hatte Martl die Leidensdinger alle gemalt, sondern oft inmitten seiner Beschäftigung hatte er den Pinsel weglegen müssen und war zurückgejunken vor Erschöpfung ins Kissen. Hätte Martl damals seine eigene Leidensgeschichte malen müssen, ich glaube, er hätte grelle Farben anwenden und manchen Blutstropfen auch auftragen dürfen.

Fertiggezeichnet und fertiggemalt lag das ganze Leidens-Museum nun da auf einem Teller. Nur noch einige Zeichnungsarbeiten waren zu machen und das ganze sonderbare Erstlingswerk konnte im Medizinglase untergebracht, angeordnet und aufgestellt werden.

Bevor Martl mit dem Zusammenstellen des Passionsglases begann, zeichnete er auf die Würfel zuvor noch die erforderlichen schwarzen Augen, auf die eine Seite der Hostie die heiligen Namenszüge Jesu sowie auf die andere Seite das Bild des Gekreuzigten mit Maria und Johannes unter dem Kreuze und endlich auf das Schild des Kreuzes die Zeichen „N. R. J.“ (Jesus Nazarenus, Rex Judeorum), was auf Deutsch so viel wie „Jesus, der Nazarener, König der Juden“ will heißen. Auch das Schweißtuch, welches Veronika dem leidenden Heilande auf dem Kreuzwege reichte und worin er sein göttlich Bildnis abdrückte, mußte Martl zuvor noch zeichnen. Das war wiederum eine schwierige Arbeit. So lebhaft Martl auch immer den leidenden Gesichtsausdruck des göttlichen Erlösers im Geiste vor Augen stehen hatte, wollte es ihm dennoch nur schwer gelingen, diesen Leidensausdruck in das zu zeichnende Bild hineinzubringen. Martl war eben kein Porträtzeichner von Beruf und darum auch braucht es einen nicht wunderzunehmen, wenn nach der ersten Zeichnung Martl selbst tiefbeschämt es eingestand, daß das Bild beinahe mehr einem Räuberhauptmann, als einem Jesus gleichsehe. Doch Martl verlor den Mut nicht. Unerdrossen arbeitete er ein zweites Bild aus, nachdem er das erste vernichtet hatte und als auch dieses sowie ein drittes Bild noch mißlang, machte er sich an ein viertes Bild heran. Dieses endlich entsprach den Anforderungen des frommen Künstlers und darum auch wurde es bestimmt, zu predigen als immerwährendes Andenken im Passionsglas von Jesu Leiden und Sterben. Alles war fertig zum Zusammenstellen.

Am fünften Tage während der für mich so überaus interessanten Zeit, da Martl am Passionsglase arbeitete, mußte ich wiederum die Leimpfanne auf den Tisch stellen. Martl zündete wiederum ein Feuer unter derselben an und als der Leim von neuem wieder brodelte, begann er

mit dem Zusammenstellen der einzelnen, mit so vieler Mühe hergestellten Dinge. — Ei, war das interessant! Ich riß Augen und Mund dabei auf und immer näher und näher rückte ich hin zu Martl, bis er schließlich sich genötigt sah, mir zuzurufen: „Sipperadibig Bua, steig' mir nur nöi grad ganz auffa auf d' Kos'n!“ Unwillkürlich schaute ich auf diese Frage hin empor zu Martls Nase, ob ich wirklich darauf Platz hätte, denn — klein war sie gerade nicht.

Eine lange Kette von Zusammenstellungsarbeiten begann nun, nachdem der Leim einmal heiß geworden war. Zuerst erfaßte Martl mit der langen, dünnen Zange den geschmigten Hammer und tauchte ihn mit dem Stile in die Leimpfanne, um ihn hernach schnell durch die enge Oeffnung in das Glas hineinzuschieben und in das hiezu bestimmte Loch des Bodenkreuzes zu stecken. Als der Hammer für immerwährende Zeiten sodann auf seinem Platze sich befand, erfaßte Martl nach und nach die Peitzange, die Peitsche und Rute und steckte sie mit Leim versehen ebenfalls in die hiezu bestimmten Löcher. Gar sorgfältig mußte der zitternde Alte zu Werke gehen, damit ja nirgends beim Hineinschieben am Glase ein Leim hängen blieb, denn ein einziger Tropfen schon hätte genügt, um das reine Kunstwerk zu veranstanen. Nun kam die Reihe an die Würfel und das Szepter. Die Würfel, nachdem sie an der Unterseite mit Leim versehen waren, legte Martl ganz im Vordergrund des Glases behutjam auf das Grundkreuz und unmittelbar dahinter sodann steckte er das Szepter in den Balken. — Vorne die weißen Würfel und dahinter das grüne Szepter, — es nahm sich gar wunderhübsch aus! — Als alle diese Gegenstände an Ort und Stelle sich befanden, kam nun eine schwierige Arbeit an die Reihe, Es galt, im Passionsglase drinnen den Hahn in eine schneidige Stellung zu bringen. Gleichwie aber der Hahn beim Schnitzeln schon gewaltig sich wehrte und dem Martl Koptzerbrechen verursachte, so machte er auch jetzt beim Zusammenstellen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten; bestand die ganze Arbeit doch aus vier Teilen, die sich drinnen im engen Raum vereinen zu einem einzigen Ganzen. In erster Linie verjah Martl

die aus Messing gefertigten roten Beine an ihren unteren Enden mit Leim und steckte sie in die eigens für sie eingemachten Löcher des Grundkreuzes. Sodann nahm Martl den eigentlichen Körper des Hahnes zur Hand und bohrte ihm in die Bauchseite, woselbst beim Vogel just die Beine hingehören, 2 Löcher und, nachdem er diese mit Leim ausgestrichen hatte, schob er ihn mit dem Zänglein in das Glas hinein und drückte ihn auf die bereits seiner wartenden Beine. Es war aber durchaus keine leichte Aufgabe, Körper und Beine nun miteinander zu vereinigen. Bald standen die Beine zu weit auseinander, bald wieder zu eng, bald war das eine zu weit nach vorn geneigt, bald auch wiederum das andere zu weit nach rückwärts und mit einer wahrhaft himmlischen Geduld mußte Martl oft und oft probieren und immer und immer wieder biegen und herrichten, bis der Hahn endlich schwindelfrei auf seinen Beinen stand. Nun fehlten ihm noch die schöngebogenen Schwanzfedern. Ohne Zaudern erfaßte Martl mit seinem Zänglein die aus Holz geschmigten Federn und leimte in geschickter Weise sie dem Hahne auf das Hinterteil. — Nun stand er drinnen, der Kickeriki, fix und fertig im Glase und schaute amher mit seinen listigen Neuglein, gleichsam als wollte er sagen: „Welt, Martl, du großer Künstler, ich bin wohl ein kleines Vieh und habe dir dennoch viel zu schaffen gemacht!“ — Beinähe schmerzhaft Krämpfe hatte Martl bekommen beim Zusammensetzen des Hahnes und notgedrungen mußte er eine Zeitlang ausruhen nach den mühevollen Strapazen.

Anschließend an den Hahn kam sodann das wichtigste all' der vielen Dinge, das Stammkreuz, das Zentrum des Passionsglases, zur Aufstellung. Mit heftiger Ehrfurcht erfaßte Martl den längeren Querbalken, auf dessen Rückseite er zuvor die drei Nägel eingestekt und das Schweifstuch angeleimt hatte, und setzte ihn ein in das Loch, welches sich in der Mitte des Grundkreuzes befand. In dem das Stammkreuz einen festen Haßt sollte bekommen und der Leim nicht schnell trocknete, setzte Martl mit den weiteren Arbeiten einige Zeit aus und richtete unterdessen den Verlußstößel her. Derselbe mußte haargenau in die Oeffnung des Glases passen und viel Arbeit darum auch

hatte Martl damit, bis er vollständig fertig, schön abgerundet, mit einem Querloch versehen und mit dem dazugehörigen Querbolzen auf dem Teller lag. — Als Martl seine unterbrochene Zusammenstellungsarbeit sodann wieder fortsetzte, nahm er zuerst den goldenen Kelch, bestrich dessen Unterseite mit Leim und setzte ihn zwischen dem Szepter und dem Längsbalken des Stammkreuzes auf das Grundkreuz. Auf dem Kelch sodann befestigte er die Postle. Nachdem dies geschehen war, erfaßte er mit dem Längsleim den Querbalken des Stammkreuzes, verfaß dessen Einschnitt mit Leim und legte ihn behutsam und sachte in paralleler Richtung auf den Längsbalken, nachdem er zuvor das ganze Passionsglas auf die Seite gelegt hatte. Ohne das Glas einzuweichen in Bewegung zu bringen, erfaßte er sodann die Dornenkrone und schob sie an die beiden Kreuzesbalken bis zu den Einschnitten derselben. Als die Dornenkrone die beiden Balken umgab, drehte er den Querbalken herum, bis die beiden Einschnitte genau aufeinanderpaßten und drückte dieselben dann fest aufeinander. Nun war das Kreuz fertig. Schön nahm es sich aus im Glase und insbesondere das naturfarbene Eichenholz, welches hiezu verwendet wurde, verlieh demselben ein angenehmes Aeußere. Das Nächste nun, das Martl tat, war, daß er das Herz Jesu am Stammkreuze befestigte. Zu diesem Zwecke drückte er das auf der Rückseite mit Leim versehene Herz auf der Vorderseite des Stammkreuzes so weit durch die Dornenkrone, bis dieselbe in der Mitte es auch umschlang. Unterhalb der Dornenkrone nun war das Herz mit der blutenden Seitenwunde zu sehen und darüber hinaus züngelten die Flammen empor. Es nahm sich wunderhübsch aus. Das Kreuz war weiß, das Herz in der Mitte war rot — wahrlich ein Kontrast, wie man ihn nicht schöner malen könnte! Fünf bemalene Gegenstände harrten auf dem Teller noch ihrer Anordnung im Glase und diese nun unterzubringen, war Martls weiteres Streben. Vorerst, nachdem das göttliche Herz am Kreuze prangte, erfaßte Martl mit der Zange die Geißelungssäule und senkte sie auf den Grund des Glases, woselbst sie unmittelbar an der Kopfseite des Hahnes vermittelst der geleimten Unterseite direkt am Boden des Glases be-

festigt wurde. Hierauf trat die Leiter die Wanderung in das enge, durchsichtige Gefäß an. Gegenüber der Geißelungssäule an der Schwanzseite des Hahnes lehnte sie Martl an den Querbalken des Kreuzes und wiederum mußte Leim dortselbst sie festhalten. Nun mußten noch zwei lange Gegenstände in das schon ziemlich vollbelegte Glas sich hineinbequemen, nämlich: der Speer und der Schwamm. Der Speer links und der Schwamm rechts, stellte Martl mit dem unteren Teil ihrer Schäfte unmittelbar vor den Kreuzesstamm sie eng zusammen und ließ sie nach obenhin auseinandergehen, sodaß sie links und rechts vom Herzen und an der Dornenkrone über den Querbalken des Kreuzes hinausragten. Eine gar schöne, wohlthuende Symmetrie brachten diese beiden Gegenstände in das ganze Kunstwerk hinein und nun erst sah man so recht, was eine meistervolle Hand in geschickter Anordnung alles zu leisten vermag. Selbst Martl war ob seiner glücklich gewählten Zusammenstellung sichtlich erfreut und mit innerlichem Wohlbehagen griff er zum letzten Gegenstande, zum Kreuzeschild. Bevor er denselben in das Glas hineinbrachte, zwängte er in das Löchlein, welches in der Mitte desselben angebracht war, noch einen kleinen schwarzen Nagel und mit diesem nun versehen wurde der Schild am oberen Ende des Stammkreuzes befestigt. — Nun war das ganze Passionsglas fertig bis auf den geheimnisvollen Verschuß.

Das ganze Entstehen des Kunstwerkes hatte ich mit aufmerksamen Augen verfolgt und war selbst sogar als Bote und Handlanger dem Martl dabei behilflich gewesen und jetzt, da das Ganze schön geordnet zusammengestellt war, wartete ich mit Spannung schon wieder, auf welcher sonderbaren Weise der alte Künstler das Glas etwa wohl verschließen werde. Der durchbohrte Stöpsel auf dem Teller mit dem Querbolzen daneben sagte mir, daß bei diesem Verschlusse mehr dahinterstecken müsse, als wenn man einen gewöhnlichen Korfstöpsel durch die Oeffnung eines Medizinglases hineinzwänge.

Ich ging keinen Schritt mehr von der Seite meines lieben Alten und wartete mit Ungeduld, bis dieser einmal das Passionsglas mit dem geheimnisvollen Verschlusse

möchte krönen. Martl saß aufrecht im Bette, betrachtete von Zeit zu Zeit immer wieder sein Kunstwerk und indem er mein Vorhaben und mein Verlangen aus meinem aufdringlichen Gebahren zur Genüge herauslas, suchte er in schlauer Weise allerlei Vorwände zusammen, um mich von seiner Seite zu bringen; denn zu jener geheimnisvollen Arbeit, welche er nun im Sinne hatte auszuführen, konnte er keinen einzigen Menschen, geschweige denn einen geschwägigen Buben als Zeugen brauchen. Indem ich jedoch trotz der verschiedenen Vorwände nicht aus der Kammer zu bringen war und dem Martl schließlich das Warten zu dumm wurde, benötigte er ein anderes, viel schärferes Mittel, um mich gefügig zu machen. Indem Martl nun sehr ernst dreinzuschauen begann, sagte er in tiefer, langsamer und feierlicher Stimme zu mir: „Sip-peradibix — Bua, iaz muasch' hoangch'n! I muasch auf's Glas an Stöpsel auffi tuan und dös fon i nit alloan moch'n. A Engl von Himm'l kimt mir do z' Hilf und der traut si¹⁾ nót eina in die Kammer, wenn du do bist. — Moch daß d' hinauskimms, i konn di nit brauch'n!“ — Das war nun wohl deutlich genug gesprochen! Ein Engel also sollte dem Martl in der schwierigen Angelegenheit zu Hilfe kommen und darum sollte ich mich aus dem Staube machen, weil dieser Himmelsfürst sich nicht in die Nähe eines kleinen Buben wagte! Traurig, betrübt und mit hängendem Kopfe ging ich zur Kammer hinaus und kaum war ich draußen, hörte ich auch schon, wie Martl hinter mir die Türe versperrte. — Zum erstenmale nach seiner Krankheit war Martl damit aus dem Bette gestiegen. —

Als ich am nächsten Tage wiederum das Draxl-Haus und den lieben Alten aufsuchte, war schon alles vorbei.

Vollständig fertig stand das Passionsglas auf dem Tische in der Stube und auch der verzauberte Stöpsel war mit Hilfe eines Engels, wie Martl mir angegeben hatte, bereits an Ort und Stelle. Mit brennender Neugierde betrachtete ich lange Zeit das verschlossene Kunstwerk und absolut gar nicht vermochte ich zu entziffern.

¹⁾ wagt sich.

wieso, nachdem einmal in der Oeffnung des Glases ein enggehender Holzstöpsel sich befand, man an dessen unterem Ende, im Innern des Glases, noch einen Querholzen durchstecken kann, der weder durch Schütteln noch durch Rütteln mehr daraus zu entfernen war. Ich bat wohl Martl flehentlich, er möchte mir Aufschluß darüber geben — aber es war umsonst. Martl sagte, der Engel habe ihm den strengen Auftrag gegeben, er dürfe das Verschlußgeheimnis nicht verraten, sonst habe er am ganzen mühevollen Unternehmen keinen Verdienst für den Himmel mehr. Ein Wunder also war geschehen — dachte ich mir — und gab mich zufrieden. —

Es war nicht das einzige Wunder.

Ein Wunder auch war es, daß Martl genau an demselben Tage, an welchem das erste Passionsglas fertig wurde, vom Krankenbette aufstand und daß er, trotzdem er so übermenschlich sich angestrengt hatte, dennoch wohl und munter sich nun befand. Acht Tage lang hatte Martl an diesem seinem ersten Passionsglase gearbeitet und wohl ein doppeltes Leidensglas ist es in Folge der eigenartigen Umstände, unter denen es entstanden ist. —

Dieses Leidensglas, dachte ich mir, würde Martl wohl unter keinen Umständen und um keinen Preis der Welt hergeben; aber, o wehe, wie hatte ich mich da wiederum so schrecklich arg verrechnet.

An einem der nächsten Tage kam Martl in mein Vaterhaus. Die Mutter befand sich in der Küche und war soeben mit dem Kochen beschäftigt. Der gute alte Mann mit dem Passionsglase in der Hand ging nun auf die Mutter zu und sagte, indem er ihr das Glas hinreichte: „Do nim's nur; 's g'hört dein! Du bist a guate Haut¹⁾ g'wö's'n, währendden i krank war; du host mi pflegt, host mir z' eij'n brocht und host si mi g'jorgt, obwohl i a olta Loda²⁾ bin. I konn di nót zohl'n dafür und destweg'n gib i dir dös Glos. Es is freili viel z'weng, oba für dös ondere sog i tausendmol Vergeltsgott.“ — Die Mutter weinte vor Freude ob der Treue und Dankbarkeit des alten Mannes. Sie wagte lange nicht, das mit

¹⁾ Person. ²⁾ Mann.

so viel Mühen und Opfern hergestellte Glas anzunehmen und erst als Martl sich darüber zu betrüben begann, gab sie nach und nahm das Kunstwerk in Empfang.

Im besten Hauswinkel seitdem ist es bis auf den heutigen Tag verwahrt. — — —

Von der Zeit an, da Martl meiner Mutter das erste Passionsglas hatte geschenkt, hatte ich ihn noch viel lieber als zuvor und einen festen, innigen Freundschaftsbund schloß ich als kleiner Knabe mit dem alten Manne und öfter noch als je zuvor fand ich mich, entweder allein oder im Verein mit meinen Geschwistern, ein in seinem Hause.

Nach wenigen Tagen schon, nachdem Martl das erste Passionsglas hatte fertiggestellt, machte er sich wieder daran, ein zweites herzustellen. Wie zuvor, so auch jetzt war ich fast ständig an seiner Seite zu finden, indem mich das kleine Wunderwerk immer mehr und mehr interessierte.

Martl verstand es gar vortrefflich, mein Interesse stets wachzuhalten, indem er mir an Hand der geschnitten und gemalten Gegenstände deren Sinn und Bedeutung auseinanderlegte und indem er mir auf diese Weise die ganze rührende Leidensgeschichte des großen Welt-erlösers vor Augen führte.

Heute noch, nachdem der eifrige Seelenhirte bereits gestorben ist, glaube ich Martl vor mir zu sehen und seine Stimme zu hören, die also sprach:

„Das reine, helle und klare Medizinglas, mein lieber Bub, versinnbildet den makellosen und sündenreinen Erlöser selbst. Gleichwie das Glas die Gegenstände in sich aufnimmt und sie schützt vor dem Verderben, so nahm auch der göttliche Erlöser all' die Sünden der Menschheit auf sich und rettete so die ganze Menschheit vor dem ewigen Untergange. Im Glase, mein liebes Kind, siehst du zwei Kreuze: das Grundkreuz und das Stammkreuz. Diese versinnbildlichen wiederum die zweifache Natur des Menschen, die irdische und die himmlische Natur. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Gleichwie nun das Grundkreuz am Boden liegt, so hängt auch der Leib, d. i. die irdische Natur des Menschen an

der elenden Erdscholle und er kann sich nicht trennen von ihr, bis er, geläutert durch viele Kreuze und Leiden, im Tode endlich sich losreißt von aller irdischen Vergänglichkeit; gleichwie aber das Stammkreuz sich emporrauft in die Höhe, so strebt auch die Menschenseele empor zu Gott und zu seiner Erkenntnis. Weiters, mein Kind, siehst du, wie das Kreuz in der Mitte steht und wie alles um dasselbe herum sich gruppiert und ordnet. So verhält es sich auch mit der christlichen Religion. Das Kreuz, als Zeichen der Erlösung, steht im Zentrum derselben. Alle Gnaden strömen vom Kreuze aus, alle Bedrängten und Notleidenden sehen hilfesehend zum Kreuze auf und einzig und allein nur durch Kreuz und Leiden, wie diese Religion uns lehrt, kann der Mensch ins Himmelreich eingehen. Das Kreuz ist das Symbol des Glaubens. Überall auf dem weiten Erdenrunde, wohin die christliche Religion gedrungen ist, findet man dieses Symbol und überall wird es verehrt als ein kostbares Kleinod. Das Kreuz thront auf hohen Bergesgipfeln; es ist errichtet worden an vielen Stellen: in Wäldern, neben Straßen und Wegen; es grüßt von den Türmen der Kirchen herunter und es wird auch vorangetragen bei Prozessionen und Bittgängen. Das Kreuz ist zu finden in den Kronen der Kaiser und Könige und es hängt auch am abgegriffenen Rosenkranze des Bettlers. Das Kreuz wohnt in den Brunnengemächern der Paläste und es hat seine Heimstätte auch in der ärmlichen Stube des Bauers und des Arbeiters. — Vor dem Kreuze sind ja befanntlich Alle gleich, ob sie nun sind arm oder reich, hoch oder niedrig und das Kreuz in Form von Leiden vermag sie alle zu finden, die da wollen glücklich sein auf dieser Welt. Vom ersten Atemzuge angefangen bis zum letzten ist das Kreuz der treue Begleiter eines jeden Christen. In der Taufe macht der Priester über das neugeborene Kind das heilige Kreuzzeichen; im Leben dann bezeichnet sich der Mensch tausende mal mit demselben Kreuzzeichen und ist er einmal krank, dann nimmt er ein Kreuzlein zur Hand und schaut es wehmütig an und kommt schließlich gar der unbarmherzige Tod und bereitet ihm das kühle Grab, dann prangt wiederum ein neues Kreuz auf einem kleinen Hügel des Friedhofes.

Ja, das Kreuz ist das Element der christlichen Religion, gleichwie Luft und Wasser sind Elemente des Lebens!

Im Kreuze dann, mein lieber Bub, wenn du in das Glas hineinschaust, siehst du anstatt den lieben Jesus sein göttliches Herz hängen. Das Herz ist das Symbol der Liebe und die roten Flammen, welche aus dem Herzen hervorzüngeln, geben uns kund, daß aus brennend-heißer Liebe Jesus für uns schlimme Menschen starb. Ob schon das göttliche Herz ganz und gar von Liebe gegen uns Menschen ist erfüllt und ob schon selbst sogar seinen letzten Tropfen Blut für uns es hat vergossen, so findet es doch meistens als Entgelt nur schweren Undank dafür und darum sieht du es mit einer schauerlichen Dornenkrone umwunden. Die spitzen Dornen sind der Menschen Undank.

Nun, mein Kind, nachdem du den Sinn des Ganzen einigermaßen verstehst, will ich dir ganz kurz die Leidensgeschichte Jesu erzählen, damit du weißt, inwiefern auch die übrigen Gegenstände, welche sich im Glase befinden, mit dem großen Erlösungswerke in Verbindung stehen.

Bevor Jesus in sein bitteres Leiden ging, machte er zuvor noch sein Testament und hinterließ uns in demselben ein Gut, welches an Wert alle Königreiche der Welt weit übertrifft; nämlich sich selbst. Zum letztenmale saß Jesus im Abendmahlsaale zu Jerusalem inmitten seiner Jüngerschar, da nahm er das Brot in seine ehrwürdigen Hände, segnete es und sprach: „Das ist mein Leib“, hierauf nahm er den Kelch mit Wein, segnete ihn ebenfalls und sprach: „Das ist mein Blut“, und im selben Momente war das Brot in seinen heiligsten Leib und der Wein in sein heiligstes Blut umgewandelt. Das größte Wunder damals war geschehen. Seitdem kann man Jesus im heiligsten Sakramente genießen, so oft man will. Dies Wunder war geschehen an einem Abend. In der folgenden Nacht noch ging Jesus mit drei seiner Jünger hinaus auf den Ölberg, um dortselbst zu beten und sein bitteres Leiden zu beginnen. Als Gott sah Jesus seine Leiden voraus und als Mensch litt er furchtbare Mängsten und Schmerzen. Das Blut rann ihm tropfenweise vom

Gesicht und zum Himmel empor schrie er: „Mein Vater, mein Vater! bis dieser meines vielgeliebten Sohnes sich erbarmte und einen Engel als Tröster zu ihm hernieder sandte. Die drei Jünger lagen im Schlafe und ringsum herrschte dunkle Nacht. — Da auf einmal kam Fackelschein näher. Eine ganze Rotte von wilden Soldaten und Henkersknechten zog heran mit Judas an der Spitze. Kalten Blutes nun ging der Verräter auf Jesus zu und drückte ihm den abscheulichsten Kuß auf die Wange mit den Worten: „Meister, sei mir gegrüßt!“ Die Schergen fielen hierauf wie wilde Tiere über Jesus her und legten ihn in Bande und Fessel, gleich einem Räuberhauptmann. Jesus ließ sich geduldig binden und abführen in die Gefangenschaft. Alle Jünger waren geflohen. Nur Petrus hatte keine Ruhe und folgte seinem Herrn und Meister. Im Vorhofe des Kaiphas jedoch wurde er als ein Anhänger Jesu erkannt und nun suchte er durch Leugnen sich aus der Schlinge zu ziehen. Dreimal bereits, wie Jesus es vorhergesagt, hatte der Hahn gekräht, da traf den Petrus ein Strahl der Gnade und er beweinte bitterlich seinen tiefen Fall. Am nächsten Morgen, kaum als der Tag angebrochen war, wurde Jesus vor den in der Synagoge versammelten hohen Rat geschleppt, welcher ihn als des Todes schuldig erklärte. Indem die Juden aber nicht die Befugnis hatten, aus eigener Vollmacht irgend einen Menschen dem Tode zu überliefern, wurde Jesus nun vor Pilatus, den römischen Statthalter, geführt. Dieser jedoch vermochte kein todeswürdiges Verbrechen aus Jesus herauszufinden und um sich aus der Schlinge zu ziehen, schickte er ihn zu Herodes. Herodes fühlte sich ungemein gleichmeichelt durch die Ehre, die Pilatus ihm erwiesen hatte, und da er zudem von Jesus ein Wunder zu sehen sich erhoffte, war er über dessen Erscheinen sichtlich erfreut. Doch bald kehrte die Freude sich in Aerger um. — Jesus würdigte ihn keines Wortes und tat auch kein Wunder vor seinem Hofe. Ergrimmt erklärte Herodes Jesus für einen Narren und schickte ihn, mit einem Spottmantel versehen, von damen, nachdem auch er an ihm kein todeswürdiges Verbrechen herausgefunden hatte. Wiederum jetzt wurde Jesus dem Pilatus

vorgeführt und wütender als zuvor verlangten die Schriftgelehrten und Pharisäer seinen Tod. Pilatus, von allen Seiten umdrängt, wußte sich kaum mehr zu helfen. Schließlich, als der Lärm und der Tumult immer größer wurde, gebot Pilatus, den Barabbas, den schlimmsten Mörder und Räuber des ganzen Judenlandes, vorzuführen, in der Hoffnung, daß nun eine Wahl nicht mehr schwer sein werde. Pilatus frug das Volk: „Welchen von beiden soll ich frei euch geben?“ Nun kam die Hölle erst recht zum Durchbruch. Wie rasend gab die durch Geld bestochene Menge zur Antwort: „Barabbas gib uns los! Uns Kreuz mit Jesus!“ — — — Pilatus war bestürzt. — — — Beinahe gab er alle Hoffnung auf, daß er Jesus noch retten könne; da fiel ihm zuletzt noch ein, daß vielleicht durch Blut die wütenden Tiger sich besänftigen lassen. Er ließ Jesus geißeln und krönen. Von rohen Schergen wurde Jesus nun seiner Kleider entblößt, hierauf an eine Geißelsäule gebunden und so lange mit Peitichen und Ruten geschlagen, bis sein ganzer Körper eine einzige Wunde war und bis er wie leblos zusammen sank. Noch immer nicht hatten die Henkersknechte genug an ihrem grausigen Handwerk. Sie setzten nun Jesus auf einen Stuhl, umgaben ihn mit einem Purpurmantel, legten ihm als Szepter ein Schilfrohr in die gebundenen Hände und drückten ihm als Krone ein entsetzliches Dornengeflecht auf das Haupt. Mit Stöcken schlugen und drückten die Wildlinge so lange auf die Dornenkrone, bis das Blut hoch ausspritzte und bis die mächtigen Dornen tief in das Haupt des stillen Dulders eingedrungen waren.

Mit den Worten „Ecce homo!“ „Sehet, welch ein Mensch!“ stellte Pilatus nun den zerschundenen Heiland dem Volke dar und hoffte fest, daß damit nun der Blutdurst gestillt sei. Doch nein, die grausamen Tiger lechzten immer mehr nach Blut. Wie die höllischen Furien schrie und zeterete der ganze Judenpöbel: „Uns Kreuz mit ihm! Gekreuzigt soll er werden!“ Pilatus stand ratlos da. Einerseits wollte er nicht unschuldiges Blut dem grausamen Tode überliefern und anderseits wiederum fürchtete er die Rache des Volkes. Da, indessen Pilatus so hin und her schwankte, fiel der zündende Funke in das Pulverfaß. Der Hohepriester Annas rief dem römischen

Landpfleger zu: „Wenn du diesen da losläßt, dann bist du kein Freund des Kaisers mehr; denn wir werden dich bei ihm verklagen.“ Dies wirkte wie ein zündender Blitz. Pilatus wollte auf keinen Fall bei seinem Kaiser in Ungnade fallen und darum wusch er sich die Hände und übergab Jesu zur Kreuzigung. „Heil! Triumph! Es lebe Pontius!“ scholl es dem Feigling nun entgegen, indessen der unschuldige Jesus zum Tode abgeführt wurde.

Ein schweres Kreuz nun lud man Jesus auf die Schulter und durch die Straßen Jerusalems hinauf auf den Berg Kalvaria mußte er es schleppen wie ein Opferlamm. Dreimal fiel er unter der schweren Last zu Boden, aber immer wieder rissen ihn die wilden Henkersknechte empor und jagten ihn mit Peitichen den Berg huan.

Es war ein Kreuzzug im traurigsten Sinne des Wortes! Das ganze Volk, die Schriftgelehrten und Pharisäer, die rohen Schergen und anderweitiges Gefindel trieben argen Spott mit Jesus und einzig und allein nur einige fromme Frauen waren es, die Jesus auf seinem Schmerzensgange suchten zu trösten. Eine dieser Frauen hieß Veronika und diese reichte in zartem Mitgefühl dem leidenden Heiland ein Schweißuch dar, damit er sein blutiges Angezicht darin trocknen konnte. Jesus nun, um die edle Tat zu lohnen, drückte sein heiliges Antlitz im Tuche ein zum immerwährenden Andenken. Als der Leidenszug auf dem Kalvarienberge angekommen war, riß man Jesus die Kleider vom Leibe und warf die Würfel darüber. Der arme Erlöser nun wurde hingeschleudert auf das harte Kreuzesholz und mit einem wuchtigen Hammer trieb man ihm Nägel durch Hände und Füße. Die Glieder krachten in allen Fugen, das Blut spritzte hoch empor, so wurde der Menschensohn ans Kreuz geheftet und erhöht. „Mich dürstet“ sprach sodann der Herr Himmels und der Erde, als seine Adern bereits leer und trocken zu werden begannen; aber nur bitterer Essig reichte man ihm daraufhin mit einem Schwämme. Einen heißen Kampf nun mußte Jesus am Kreuze durchmachen, hängend zwischen Himmel und Erde, bis er die inhaltsschweren Worte konnte sprechen: „Es ist vollbracht!“ Ja, es war nun vollbracht, das große Erlösungs-

werk! Die wichtigste und erhabenste Szene der ganzen Weltgeschichte hatte sich soeben abgespielt, die Menschheit war befreit vom schweren Joch der Sündenknechtschaft und die ganze Natur war dabei in Aufruhr geraten.

Der Sohn Gottes war gestorben — — —. Nun kam Longinus mit einem Speer daher und öffnete Jesu Seite und Blut, vermischt mit Wasser, floß daraus hervor. Es war kein Zweifel mehr am Tode Jesu. Jetzt näherten sich auch die beiden Männer Josef von Arimathea und Nikodemus, legten Leitern an das Kreuz, zogen mit einer Zange die Nägel aus Händen und Füßen und nahmen den Leichnam herunter, um ihn ins stille Grab zu legen, damit er dortselbst dem frohen Ostermorgen konnte entgegengehen.

Damit, mein Kind, habe ich dir Jesu Leiden und Sterben kurz geschildert und du wirst nun wohl verstehen, was die verschiedenen Sachen im Passionsglase einem jeden Christenmenschen wollen zu wissen machen, der sie aufmerksam betrachtet.

Nun will ich dir noch etwas vom Stöpsel sagen, weil er dich so sehr interessiert. Welt, du möchtest gerne wissen, wie ich den Stöpsel mit dem Querbolzen in die Glasöffnung hineingebracht habe und zerbrichst dir deswegen den Kopf! O, grüble nicht länger darüber nach und laß es gut sein! Denk dir nur, der Stöpsel ist drinnen und das mag dir genug sein! Ähnlich steht es auch mit unserem heiligen Glauben. Auch da gibt es Sachen, die man nicht begreifen kann und die man dennoch glauben muß, weil der schwache Menschenverstand nicht in die unendlichen Tiefen der Gottesweisheit vermag zu dringen. Mein Kind, ich bitte dich, glaube alles fest und grüble keinen Augenblick über irgend etwas nach; denn der Glaube macht felig.“

In solcher und ähnlicher Weise redete Martl zu mir, währenddem er seine Passionsgläser anfertigte und ich mit Spannung und Interesse horchte ihm zu.

Nach und nach, im Laufe der Zeit, fertigte Martl

viele Passionsgläser an und von allen Seiten wurde er darum bestürmt.

Auch ich als kleiner Knabe schon hatte ebenfalls einen großmächtigen Wunsch, nämlich den: auch ein solches Passionsglas zu besitzen. Eines schönen Tages legte ich diesen meinen Wunsch dem Martl vor die Füße und bat ihn, er möchte mir auch so ein interessantes Kunstwerk zusammenstellen. Mit aufgerissenen Augen schaute mich Martl auf dieses Begehren hin an und indem er seine Stirne mehr als gewöhnlich in Falten zog; sagte er zu mir: „Sipperadibiz, Bua, Du bist noch wolan!) jung und kloan. Paß auf, was i Dir sog! Du mögßt gearn Pforra wearn; wonn Du amol die Primiz host, noch a moch; i Dir an a Glasl ferti und eha nit.“ Damit hatte der fromme Gottesmann eine Triebfeder in mich gelegt zum Studieren.

Als ich 12 Jahre alt war, begann ich wirklich mit dem Studium. Bevor ich in die Ferne zog, suchte ich noch einmal den Martl in seiner stillen Behausung auf, um Abschied von ihm zu nehmen. Martl, welcher gleichsam die Stelle eines zweiten Vaters an mir vertrat, gab mir viele Lehren, Ermahnungen und Ratsschläge und daneben auch noch ein hellklingendes Goldstück mit auf den Weg, damit an Leib und Seele mir nichts sollte fehlen. Mit Tränen in den Augen sagte ich ihm Lebewohl und mit Tränen in den Augen drückte er mir einen Kuß auf die Stirne.

Acht lange Jahre studierte ich an verschiedenen Orten und in den Ferien flog ich wie ein Vöglein immer wieder der Heimat zu. Besonders bei Martl hielt ich mich dann stets recht gerne auf und immer und immer wieder mußte ich ihm erzählen von der großen, weiten Welt und von meinen Erlebnissen in der Fremde. Martl zeigte an allem großes Interesse. Mit zärtlicher Aengstlichkeit war der gute Alte immer und jederzeit um mein Seelenheil besorgt. Gar sehr fürchtete er, ich möchte als Student in der Welt draußen verdorben werden und wie eine Henne ihre Küchlein, so suchte er mich vor Gefahren

) ziemlich.

zu schützen. Nur einen geringen Schein von religiöser Gleichgültigkeit, wenn Martl an mir entdeckte, so pflegte er schon zu sagen: „So so, die Student'n, sipperadibix, die weard'n holt soviel gearn Lump'n“ und damit dann verband er stets eine Predigt, wie sie wirksamer und eindringlicher kein Missionär hätte vorbringen können.

Am Anfange meiner Studien schwärmte ich zur ungemainen Freude meines Seelenhirten immer nur für den Priesterstand. Balde jedoch schrieb der eherne Griffel des Lebensschicksals mir eine andere Bahn vor und dies war für meinen treuen Seelenwächter ein gar arger Verdruß.

Als Martl merkte, daß ich zu einem Büchlerschreiber mich entwickle, da krampfte sein Herz zaghaft sich zusammen beim Gedanken, daß ich die Feder gar leicht, anstatt zur Ehre Gottes zum Verderben anderer Menschen könnte benützen. Martl las zwar viel in heiligen frommen Büchern und Schriften, trotzdem aber hatte er von der Büchlerschreiberei selbst einen förmlichen Unwillen, weil er die ganze Welt voll schlechter Schriften wählte und weil er glaubte, daß ein jeder Schriftsteller schließlich auf schiefe Bahnen gerate.

Auf diese Weise war zwischen mir und Martl eine schwache Kluft entstanden. — Trotzdem jedoch zog es mich immer und immer wieder hin zum guten Alten und ganze und halbe Tage oft saßen wir beisammen in seiner traulichen Stube oder gingen herum auch draußen in der freien Gottesnatur, miteinander philosophierend von den verschiedensten Dingen, die aus allen Richtungen Martl heranzog und in Gott sie vereinigte zu einem einzigen Silberfaden.

Martl hat eine reiche Saat von Früchten in mein Gemüt gelegt und Stoff für viele Bücher kann sie mir liefern, wenn im Lau der Zeit sie einmal hebt zu keimen an.

Martl war bereits ein Greis in hohen Jahren. — Nie in seinem Leben hatte er dem Geiste der modernen Zeit gehuldigt und mit Schmerz mußte er an seinem Lebensabend noch erleben, wie in Bezug auf das Erler Theater eine förmliche Umwälzung vor sich ging.

Im Jahre 1908 wurde mit dem Baue eines neuen Theaters begonnen und alles wurde in großartiger Weise ausgeführt und mit modernen Einrichtungen versehen. Martl nun als alter Theaterfreund schleppte noch auf seinen bereits lebensmüden Füßen sich öfters zum Bauplätze, konnte jedoch dortselbst sich nicht mehr zurechtfinden. Meistens schüttelte er dabei sein graues Haupt und brummte: „Sipperadibix, braucht dös iaz auf oamol a G'schicht!“ I moan, die Leut' wearn no narrisch!“

Als im Jahre 1912 sodann die Passionsspiele zum erstenmale in großartiger Weise aufgeführt wurden, lag Martl bereits im Bette. Es mag ihm furchtbar wehe getan haben, jetzt auf einmal eine Null sein zu müssen im großen Räderwerke des Erler Theaters, dem er mit Begeisterung sein ganzes Leben geweiht hatte! — —

Viele Nächte wachte ich am Krankenlager des in der Hauptsache an Altersschwäche dahinwankenden alten Freundes.

Einnal nun, mitten in stiller Nacht, machte der greise Mann sein Testament in Bezug auf die Passionsgläser, indem er zu mir sagte: „Mein lieber Jüngling, eines liegt mir noch auf dem Herzen und dies möchte ich Dir anvertrauen, bevor ich sterbe! Du kennst die ganze Geschichte der Passionsgläser, Du weißt, wie sie entstanden sind und verstehst auch ihren Sinn. Ich habe den innigsten Wunsch, daß diese Passionsgläser nach meinem Tode weiterleben und daß recht viele Menschen daran sich mögen erbauen. Darum, mein junger Freund, bitte ich Dich, werde Du mein Stellvertreter, wenn ich nicht mehr bin und Sorge dafür, daß die Passionsgläser nicht in Vergessenheit geraten. Der Lohn des Himmels, wenn Du diesen meinen Wunsch erfüllst, sei mit Dir.“ So sprach Martl wenige Tage vor seinem Hinscheiden noch zu mir.

Im Juni 1912, da gerade die Erler Passionsspiele ihre größten Triumphe feierten, schloß Martl sodann für immer die Augen.

Möge sein Andenken ewig leben!

1) großartige Einrichtung.

Um dem Testamente des mir unvergeßlich lieben Meisters nun gerecht zu werden, habe ich diese Schrift verfaßt und Arm in Arm mit meinem Martl möchte ich nach seinem Hinscheiden nun beitragen zur Verherrlichung seiner edlen Kunstwerke — der „Erler Passionsgläser“.



Das schönste Andenken o
bilden die

Erler Po

Unter eigenartigen Um
lein gezeigt wurde, find
erbacht und zum erste
kann ein jeder denke

das ganze S

an seinem Gei

Die Er

ganzes M
geschmack

Um dem Testamente des mi.
Meisters nun gerecht zu werden, h.
verfaßt und Arm in Arm mit meine.
nach seinem Hinscheiden nun beitragen
seiner edlen Kunstwerke — der „Erler Passh.



